

Nr. 1629

Die Blaue Schlange

von H. G. Francis

Am 3. August 1200 Neuer Galaktischer Zeitrechnung, das entspricht dem Jahr 4788 alter Zeit, materialisiert sich die von den Galaktikern lange befürchtete zweite Tote Zone im Raumsektor Arkon und legt, wie schon die erste Parese-Zone von Januar bis Mai das Solsystem und seine weitere Umgebung, diese Region der Milchstraße 5-D-technologisch lahm. Nichts, wofür der Hyperraum als Medium oder Quelle dient, funktioniert mehr.

Das arkonidische Imperium ist vom Rest der Milchstraße abgeschnitten, und andere Mächte, in erster Linie die Akonen, versuchen daraus Kapital zu schlagen. Die galaktopolitische Lage ist angespannt wie lange nicht mehr - und das zu einer Zeit, als noch vollkommen unklar ist, wer oder was die Toten Zonen verursacht und was es mit den geheimnisvollen Ennox auf sich hat, die plötzlich wieder da sind und ihre Hilfe anbieten - gegen weitgehende Handlungsfreiheiten und politische Einflußnahme in der Milchstraße.

Als gegen Ende Oktober Hunderte von Raumschiffen aller Völker im Solsystem auftauchen, weil die Superintelligenz ES noch zwei Unsterblichkeitschips zu vergeben hat, befindet sich unter ihnen auch die akonische MAGENTA.

An Bord ist die geheimnisvolle Chefin der Blauen Legion, DIE BLAUE SCHLANGE...

Die Hauptpersonen des Romans:

Henna Zaphis - Die Kommandantin der MAGENTA erfährt die Wahrheit über sich selbst.

Alnora Deponar -

Mitglied des Großen Rates von Akon.

Tadar Deponar -

Sein wissenschaftlicher Triumph wird zum Fluch.

Gendal Jumphar - Er ebnet der Blauen Schlange den Weg.

Saudra Panolo - Um einzig zu sein, geht sie über Leichen.

Perry Rhodan -

Der Terraner erhält eine erschütternde Nachricht.

1.

Demun Targ blieb vor der geschlossenen Tür stehen und lauschte. Es war still an Bord des Raumschiffs. Die Kommandantin und ihr Gast hatten sich zur Ruhe begeben, und auch die übrige Mannschaft schlief.

Targ war sicher, daß sie etwas fester ruhten als sonst. Er hatte es geschafft, einen intelligenten Tranquilizer in das Netzwerk der Wasserversorgung zu bringen. Dabei handelte es sich um ein Pharmakon, das in der Lage war, die kontrollierende Syntronik eigenständig zu überlisten. Es stammte aus den

geheimen Labors der Kosmischen Hanse.
Der junge Akone ließ einen Teil der aus Formenergie bestehenden Wand verschwinden und betrat den dahinter liegenden Raum, in dem gerade Platz genug für einen Sessel vor einem Monitor war. In den vergangenen Tagen war es ihm gelungen, diesen Raum ausfindig zu machen und sein Geheimnis zu lüften. Er setzte sich vor den Monitor und nahm einige Schaltungen vor. Ein dreidimensionales Bild entstand und gewährte ihm Einblicke in ein Geschehen, das sich vor 48 Jahren ereignet hatte - im Jahr 1152 NGZ. Er sah einen syntronischen Computerfilm, der so detailgetreu war, daß er von einem Realfilm nicht zu unterscheiden war. Er begann im Jahr 1152 NGZ. Targ blickte auf sein Chronometer. Heute war der 20.10.1200.

Tadar Deponar blickte befremdet auf, als die Tür seines Büros aufflog und sein Assistent Reged Anpar hereinstürzte.
»Kein Wort will ich hören«, rief er ihm entgegen. Dabei ignorierte er, wie erregt sein Mitarbeiter war. Er tat, als bemerke er nicht, daß sich Anpar am Rande einer Panik befand.

»Sie kommen«, rief sein Assistent. Er ging über den Protest Deponars hinweg, der sich nun empört aus seinem Sessel erhob. »Es ist, wie ich befürchtet hatte. Die Kosmische Hanse hat Wind von unseren Arbeiten bekommen. Sie greift ein.« Tadar Deponar erbleichte. Er vergaß das in seinen Augen ungehörige Benehme seines Mitarbeiters, denn er wußte, was die Nachricht zu bedeuten hatte. »Wir haben einen Verräter in unseren Reihen«, konstatierte er.

»Sonst hätte die Hanse nie von uns erfahren können. Ich will wissen, wer das ist.«

»Das ist doch nun vollkommen gleichgültig«, fiel ihm Reged Anpar ins Wort. Er war ein hochgewachsener, kräftiger Mann, der sich zumeist gut unter Kontrolle hatte. Nun aber konnte er seine Ungeduld kaum noch verbergen.

»Die Hansespezialisten rücken heran, und sie werden die ganze Anlage schleifen.«

Tadar Deponar blickte ihn entsetzt an. Er war ein wenig weltfremd, und es fiel ihm schwer, sich in der Realität zurechtzufinden. Er hatte sich mit wissenschaftlichen Problemen beschäftigt, war brutal aus seinen Gedanken herausgerissen worden und hatte nun die allergrößte Mühe, rasch umzuschalten.

»Das wagen sie nicht« behauptete er.

»Das ist jetzt vollkommen gleichgültig«, fiel ihm der Assistent ins Wort, bevor er noch mehr sagen konnte. »Wichtig ist, daß wir die Kinder in Sicherheit bringen.«

Deponar klammerte sich an die Schreibtischkante, und sein Gesicht verfiel. Er sah plötzlich grau und alt aus.

»Du hast recht«, bemerkte er hilflos. »Wir müssen etwas tun. Ihnen darf nichts passieren.«

Reged Anpar ging zu ihm und griff nach seinem Armen. Beschwörend blickte er ihn an.

»Bitte«, drängte er. »Es geht um Sekunden. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Ich brauche den Schlüssel, oder die Kinder sind verloren.«

Wie in Trance öffnete Tadar Deponar ein Fach seines Arbeitstisches und nahm einen syntronischen Schlüssel heraus. Er reichte ihn seinem Assistenten jedoch nicht, sondern umklammerte ihn mit eiserner Faust.

»Das übernehme ich selbst«, erklärte er. Dann eilte er zusammen mit Reged Anpar aus dem Raum und durch einen langen Gang in einen anderen Sektor der geheimen Forschungsanlage hinüber. Dabei mußte er mit seinem speziellen Schlüssel mehrere Türen öffnen, bis sie endlich einen lichtdurchfluteten Raum betreten konnten, in dem sieben Kleinkinder in ihren Betten lagen. Sie waren alle etwa ein halbes Jahr alt. Eine junge Frau wachte über sie. Respektvoll erhob sie sich, als die beiden Männer eintraten.

»Schnell«, befahl Reged Anpar. »Die Kinder müssen sofort in ihren Gleiter gebracht werden. Wir haben nur etwa drei Minuten, dann müssen wir von hier verschwinden sein.« Die junge Frau war gewohnt, daß man ihr Befehle erteilte, und sie stellte keine Fragen. Geschickt und schnell holte sie die Kinder aus den Betten und legte sie auf eine gepolsterte und mit Seitenwülsten versehene Antigravplattform. Tadar Deponar ließ mit seinem Spezialschlüssel eine Seitenwand des Raumes verschwinden und gab damit den Weg zu einem flachen Gleiter frei, der dahinter parkte. Zusammen mit der Betreuerin schob Reged Anpar die Plattform in den Gleiter, schloß ihn und stieg zusammen mit Tadar Deponar ein.

»Es ist besser, wenn du die Anlage jetzt verläßt«, riet er der jungen Frau. »Hier wird es Ärger geben.«

Dann startete er die Maschine und lenkte sie ins Freie. Über ein Rasenstück hinweg schwebte der Gleiter auf die ungemein dichte Blätterwand eines Waldes zu, durchbrach sie und schob sich in einen Tunnel im Grün. Nun gewann die Maschine schnell an Fahrt. Rasch entfernte sie sich von dem gefährdeten Gebiet, wobei sie ständig im Unterholz des Dschungels blieb. Sie erreichte schon bald einen schräg in die Tiefe führenden Tunnel und entzog sich damit jeder Ortung.

Reged Anpar schaltete einen der Monitore auf dem Armaturenbrett ein. Das Gerät zeigte aus der Perspektive einer hoch angebrachten Kamera eine Fabrikanlage mitten im Dschungel. Es war die Anlage, die sie fluchtartig verlassen hatten. Von allen Seiten schossen gepanzerte Gleiter heran und landeten bei der Fabrik. Hansespezialisten in SERUNS

sprangen aus den Maschinen und stürmten die Gebäude.

»Wir haben verbotene Gen-Experimente gemacht«, stellte der Assistent fest. »Und wir haben immer damit gerechnet, daß die Kosmische Hanse es erfahrt. Jetzt ist es soweit. Sie werden die Gen-Fabrik zerstören.«

Tadar Deponar antwortete nicht. Er wußte, daß sein Mitarbeiter recht hatte.

Er war ein kleiner, zierlich wirkender Mann mit schmalen Schultern und geradezu kindlich kleinen Händen. Doch er war keineswegs schwach. Oft genug hatte er in den vergangenen Jahren bewiesen, daß in seinem Körper mehr Energie steckte als in denen seiner Mitarbeiter.

»Es sind Ignoranten und Dummköpfe«, bemerkte er kopfschüttelnd. »Ich werde nie verstehen, daß sie solche Experimente verbieten. Wenn man die Forschung fesselt, leitet man zunächst die Stagnation und dann den Rückschritt ein.« Er drehte sich um und betrachtete die Kinder. Er lächelte.

Wenigstens sie hatte er in Sicherheit gebracht.

»Was geschieht mit ihnen?« fragte Reged Anpar.

»Eines von ihnen werde ich adoptieren«, erwiderte Deponar, nachdem er minutenlang nachgedacht hatte. »Die anderen muß ich weggeben. Für einige von ihnen habe ich bereits Adoptiveltern.

«

Tadar Deponar entstammte einer der einflußreichen Familien der Post-Monos-Zeit. Er war eine Art Graue Eminenz und hatte großen Einfluß auf das Volk der Akonen, nicht nur auf dem Kolonialplaneten Tourred, auf dem er die Gen-Fabrik errichtet hatte, sondern auch auf Sphinx, dem Zentralplaneten des Akon-Systems. Reged Anpar glaubte ihm vorbehaltlos, daß er es schaffen würde, sechs Familien zu finden, die seinen hochgestellten Ansprüchen genügten, und alle Kinder gut unterzubringen.

Auf dem Monitor konnten die beiden Wissenschaftler verfolgen, wie die Hansespezialisten das Personal der Gen-Fabrik aus den Gebäuden führten und dann die gesamte Anlage mit Hilfe von großen Desintegratorstrahlern vernichteten.

Demun Targ lehnte sich in seinem Sessel zurück. Er horchte. Es war nach wie vor still an Bord. Das Raumschiff näherte sich dem Solarsystem, angelockt von dem Aufruf, den Ernst Ellert über die öffentlichen Medien erlassen hatte. Darin hatte er die beiden »Spiegelgeborenen« aufgefordert, sich auf Wanderer einzufinden, um die Unsterblichkeit entgegenzunehmen. Targ war sicher, daß er die geheimen Aufzeichnungen ungefährdet weiterverfolgen konnte. Ihm blieben einige Stunden. Danach würde er das Schiff verlassen. Er betätigte einige Tasten. Er enthielt Einblick in das Jahr 1158 NGZ.

Tadar Deponar begegnete dem Ehepaar Zaphis in einem Park auf dem Planeten Tolomore. Pedron und Aia Zaphis

standen - bewacht von vier Leibwächtern und einem schwebendem Roboter in Größe eines Fußballs - am Rande - eines Teichs und sahen ihrer Adoptivtochter zu, die voller Freude einige Wasservögel fütterte.

Deponar begrüßte sie lächelnd und wandte sich dann dem Kind zu. Er hatte es geschafft, alle sieben Mädchen in Sicherheit zu bringen. Sechs waren bei hochgestellten und wohlhabenden Familien auf verschiedenen Kolonialplaneten Akons untergekommen, eines hatte er behalten. Er hatte es auf den Namen Alnora getauft,

»Ich sehe das Glück in euren Augen leuchten«, bemerkte er, nachdem er Pedron und Aia Zaphis begrüßt hatte. »Ihr scheint mit der Entwicklung eurer Tochter zufrieden zu sein.«

»Das sind wir«, bestätigte ihm Pedron, ein diszipliniert wirkender Mann von hoher Intelligenz.

»Wir werden dir ewig dankbar sein für das Geschenk, das du uns mit Henna gemacht hast«, erklärte Aia. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und hauchte ihm einen Kuß auf die Wange.

»Wir möchten jedoch, daß Henna niemals erfährt, daß wir nicht ihre richtigen Eltern sind.«

»Sie braucht nicht zu wissen, daß ihre Eltern bei einem Unglück ums Leben gekommen sind«, fügte Pedron Zaphis, ein Industrieller, hinzu.

»Ich werde schweigen wie ein Grab«, versprach Tadar Deponar, der Zaphis nicht die Wahrheit über die Herkunft der Adoptivtochter gesagt hatte. »Nichts soll ihr Glück trüben.« Er war nicht zufällig in den Park gekommen, sondern gezielt zu diesem Treffen erschienen. Ihm ging es darum, »seine Kinder« im Auge zu behalten. Er beobachtete nicht nur Henna, sondern auch die anderen Kinder, die in seiner Gen-Fabrik entstanden waren. Er war darauf bedacht, sie sich möglichst frei entwickeln zu lassen. Seine Geschöpfe waren eineiige Siebenlinge, die alle gleiche Erbanlagen und die gleiche Genstruktur hatten. Alle wuchsen jedoch unter verschiedenen Einflüssen und Umweltbedingungen auf. Er hatte sie auf verschiedene Planeten verteilt, um die Gefahr möglichst gering zu halten, daß sie sich irgendwann begegneten und der Wahrheit auf die Spur kamen.

Ihn als Wissenschaftler interessierte, wie sie sich menschlich, charakterlich und intellektuell entwickelten, ob es Unterschiede gab, welche dies waren, und wie gravierend sie waren. Sein Experiment war nicht damit abgeschlossen, daß die sieben Kinder das Labor verlassen hatten. Für ihn ging es weiter, und es würde erst mit seinem oder mit dem Tod der Kinder enden. Er unterhielt sich noch einige Minuten lang mit dem Ehepaar, wobei er Henna kaum aus den Augen ließ, dann verabschiedete er sich.

Im Jahr 1163 NGZ beobachteten Tadar Deponar und sein

Freund Gendal Jumphar das Mädchen Saudra Panolo, dem sie schon seit Jahren besondere Aufmerksamkeit schenkten.

Überraschend war das elfjährige Mädchen mit seinen Eltern nach Tourred gekommen. Der Wissenschaftler erfuhr es erst, als es schon zu spät war, um eine Begegnung mit Alnora zu verhindern.

Zusammen mit Gendal Jumphar besuchte Tadar Deponar eine Sportveranstaltung, an der Alnora teilnahm. Das Mädchen hatte für die Disziplin Bodenturnen gemeldet, bei der sie eine hohe Vollkommenheit erreicht hatte. Bei ihrem Start arbeitete sie spielerisch mit drei Bällen und führte Figuren vor, die Publikum und Kampfgericht begeisterten.

»Ich wette meinen Kopf, daß sie den Wettbewerb gewinnt«, flüsterte Gendal Jumphar. »Keines der anderen Mädchen turnt mit einem so hohen Schwierigkeitsgrad und dazu praktisch fehlerfrei.«

Tatsächlich trat Alnora mit einer Eleganz auf, mit der sie ihre Konkurrentinnen deutlich übertraf. Sekunden nur noch waren zu turnen, als es geschah. Sie zuckte plötzlich zusammen und griff sich mitten in der Übung an den Schenkel. Es war eine flüchtige und nur sehr kurze Bewegung, stellte jedoch eine unübersehbare Unterbrechung dar und führte dazu, daß sie einen der hochgeworfenen Bälle nicht mehr rechtzeitig auffangen konnte.

Damit war der elegante Fluß der Übung unterbrochen.

Sekunden später, als Alnora die Wettkampffläche verließ, flössen die Tränen. Tadar Deponar beobachtete, daß sie sich erneut an den Schenkel griff, und daß sie Blut an den Händen hatte. Während das Kampfgericht seine Wertung bekanntgab, die weit unter der erhofften Zahl lag, schob sich Tadar Deponar nach vorn zu seiner Tochter.

»Was ist los?« fragte er sie. Mit tränenfeuchten Augen blickte sie ihn an. Dabei zeigte sie auf ihren Schenkel, in dem eine kleine Wunde zu erkennen war.

»Es tat plötzlich so weh«, antwortete sie.

Tadar Deponar zögerte keine Sekunde. Er ordnete eine Untersuchung durch den Turnierarzt an.

»Ein Fremdkörper«, teilte ihm der Mediziner bald darauf mit.

»Jemand muß ihr etwas ins Bein geschossen haben.«

Der Wissenschaftler schüttelte zweifelnd den Kopf.

»Ein Irrtum ist ausgeschlossen?« fragte er.

Wortlos zeigte ihm der Arzt den Edelstein, den er aus dem Bein des Mädchens entfernt hatte. Er war etwa anderthalb Zentimeter lang, war blau und hatte die Form einer gefiederten Schlange.

Schockiert und sehr nachdenklich kehrte Tadar Deponar zu Gendal Jumphar zurück.

»Wer kann denn so was getan haben?« fragte der Freund. Der

etwa 1,95 m große, überaus schlanke Akone machte einen selbsttherrlichen Eindruck. Er hatte tief in den Höhlen liegende, schwarze Augen, in denen ein Feuer zu lodern schien. Seine Haut war auffallend dunkel und spannte sich über dem knochigen Gesicht. Sein Haar war tiefschwarz, sehr dicht und fiel ihm wie ein Vorhang rundum vom Kopf bis nahezu zu den Hüften hinab. Es bedeckte den größten Teil seines Gesichts und gab seiner Erscheinung etwas Furchterregendes.

Jumphar war ein geheimnisvoller Mann. Mit niemandem war er so eng befreundet wie mit Tadar Deponar, aber selbst ihm vertraute er nicht alles an. Der Wissenschaftler wußte, daß der Freund einer Geheimdienstorganisation vorstand, die eine gewisse Ähnlichkeit mit dem legendären Energiekommando hatte, war über deren Aktionen jedoch nicht informiert: Er plante insgeheim, Gendal Jumphar für seine Ideen einzuspannen und ihm seine Tochter Alnora anzuvertrauen, sobald sie zwanzig Jahre alt geworden war.

Erregt und zutiefst empört blickte er in die Runde. Mehr als tausend Zuschauer saßen in der Halle und verfolgten die Wettkämpfe. Jeder von ihnen kam in Frage.

»Vielleicht ein allzu ehrgeiziger Vater?« erwiderte er. »Oder eine Wettkampfteilnehmerin? Ich weiß es nicht.«

Der Wissenschaftler forschte vergeblich darüber nach, wer den Anschlag auf Alnora verübt haben konnte. Nach etwa einer Stunde verließ er zusammen mit den anderen Zuschauern die Halle. Als er sich seinem Gleiter näherte, stolperte er beinahe über ein junges, schwarzhaariges Mädchen, das die gleiche knabenhafte Figur wie Alnora hatte. Das Mädchen bückte sich nach einer Puppe, die ihren Händen entfallen war. Als sie sich aufrichtete, blickte sie Tadar Deponar an. Sie hatte eine gerade Nase, ein spitzes Kinn, einen kleinen Mund und kleine, braune Augen. Tadar Deponar war so überrascht, daß er kein Wort hervorbrachte.

»Saudra, komm jetzt endlich!« rief jemand.

Schlagartig begriff der Wissenschaftler. Er hatte eines der sieben Mädchen aus seiner Gen-Fabrik vor sich, eine der Schwestern von Alnora, die durch einen Zufall nach Tourred gekommen war.

Ein eigenartiges Licht leuchtete in den Augen des Mädchens auf, und ein böses Lächeln glitt über ihre Lippen. Sie wandte sich rasch ab und lief zu einem Mann hinüber, der in einen der geparkten Gleiter steigen wollte und sich nicht nach ihnen umdrehte. Der Wissenschaftler erkannte ihn dennoch. Es war der Adoptiwater von Saudra.

»Mein Vater war nicht in der Halle«, zischte das Mädchen ihm zu. »Er hat sie nicht gesehen. Ich weiß nicht, wer sie ist, aber ich hasse sie. Schade, daß ich sie nur am Bein getroffen habe. Auf den Kopf habe ich gezielt, aber sie hat sich zu

schnell bewegt.«

Sie blickte ihn herausfordernd an.

»Wenn du es meinem Vater erzählst, streite ich alles ab«, fügte sie hinzu. Dann lächelte sie erneut, wandte sich um und hüpfte davon, immer wieder von einem auf das andere Bein springend.

Sie bot das Bild eines fröhlichen und unbeschwerten Mädchens, das sich nicht anders verhielt als alle anderen Mädchen ihres Alters. Doch sie war nicht so, wie sie sich gab. Sie unterschied sich deutlich von ihren Geschwistern.

Tadar Deponar war sich dessen sicher, daß Alnora niemals in der Lage gewesen wäre, irgendjemanden in dieser Weise zu verletzen und zu gefährden. Sie hätte noch nicht einmal gewußt, wie sie es anstellen mußte, wenn sie ein Stück Kristall in dieser Weise auf jemanden schießen wollte.

»Was ist los?« fragte Gendal Jumphar, der erst in diesem Moment aus der Halle kam und sich zu ihm gesellte. Die schwarzen Augen blickten den Wissenschaftler forschend an.

Tadar Deponar überlegte, ob er etwas gegen Saudra unternehmen sollte. Ihr Anschlag auf Alnora war ein Alarmzeichen für ihn, verriet er doch, daß sie Aggressionen in sich aufgebaut hatte, die es eigentlich bei ihr nicht hätte geben dürfen. In dem wissenschaftlichen Programm, das dem Gen-Experiment vorangegangen war, hatte es dafür keinen Platz gegeben.

Er mußte sich um Saudra kümmern. Flüchtig dachte er daran, sich des Freundes Gendal Jumphar zu bedienen und ihn und seine Organisation auf Saudra anzusetzen, doch dann verwarf er den Gedanken wieder. Saudras Verhalten war ein wissenschaftliches Problem. Für eine Geheimdienstorganisation war es ohne Interesse.

Tadar Deponar war eng mit Jumphar befreundet, doch ebenso wie dieser ihm nicht alles sagte, hatte er auch vor ihm einige Geheimnisse. So hatte er ihn nicht über das verbotene Experiment informiert, aus dem die sieben Klonschwestern hervorgegangen waren. Er hatte sich vorgenommen, es ihm irgendwann später einmal zu sagen.

Demun Targ hielt den Film an und unterbrach damit das Studium der Aufzeichnungen. Er war überrascht. Er hatte nicht damit gerechnet, daß sich bei einem der sieben Mädchen eine so deutliche charakterliche Abweichung ergeben würde.

Er blickte wieder auf sein Chronometer. Das Raumschiff hatte das Solsystem erreicht. Jetzt drosselte es die Geschwindigkeit. Erst wenn die Mannschaft erwachte, würde es auf Zielkurs gehen.

Gendal Jumphar hatte also zum Freundeskreis von Tadar Deponar gehört. Er fürchtete diesen Mann, und er haßte das Gehabe eines Großinquisitors an ihm!

Das Chronometer zeigte das Jahr 1168 NGZ an, als Reged Anpar das Arbeitsbüro von Tadar Deponar betrat. Alnora war bei ihrem Vater. Sie zeigte ihm die Zeugnisse, die sie erhalten hatte, und sie erntete reichlich Lob von ihm. Jetzt erhob sie sich, um den Raum zu verlassen.

Lächelnd und voller Stolz ging sie an dem Assistenten vorbei. Er blickte ihr nach, bis sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte. Sie hatte sich zu einem außerordentlich hübschen Mädchen entwickelt.

»Ich staune immer wieder«, sagte er zu Deponar.

»Ich fördere Alnora, wo immer ich kann«, erwiderte der Wissenschaftler. »Sie erfährt jede nur mögliche Unterstützung. Ich habe große Pläne mit ihr. Eines Tages wird sie als akonische Rätin Karriere machen.«

»Hoffentlich stellt sich ihr niemand in den Weg«, bemerkte der Assistent.

Deponar blickte ihn verwundert an.

»Wer sollte das tun?«

»Ich weiß nicht.« Er setzte sich dem Adoptiwater des Mädchens gegenüber in einen Sessel.

»Was ist los?« fragte Deponar. »Du siehst besorgt aus.«

»Das bin ich auch, Tadar. Vor wenigen Minuten habe ich eine schlimme Nachricht erhalten. Eines der Mädchen ist tot.«

»Welche?« Tadar Deponar verkrampfte erschrocken die Hände vor der Brust.

»Arnirla«, erklärte sein Mitarbeiter, der ihm im Laufe der Jahre zum Freund geworden war. »Sie befand sich auf der Jagd. Zunächst deutete alles auf einen Unfall hin, bis die Obduktion ergab, daß sie unmittelbar vor ihrem Tod paralysiert worden war.«

»Und was bedeutet das?« wollte Deponar wissen.

»Jemand hat sie bewegungsunfähig gemacht und dann den Angriffen eines Raubtieres ausgesetzt«, eröffnete ihm sein Assistent. »Es war einwandfrei Mord.«

Der Schöpfer der sieben Mädchen war so schockiert, daß er nicht in der Lage war, etwas zu erwidern oder eine Frage zu stellen.

»Die Behörden haben den Fall untersucht«, fuhr Reged Anpar fort. »Arnirla erfreute sich größter Beliebtheit. Es ist nicht gelungen, irgendjemanden auszumachen, der ein Motiv haben könnte. Keiner ihrer Bekannten hat sich zur Tatzeit in ihrer Nähe aufgehalten. Danach sieht es ganz so aus, als würde der Fall niemals aufgeklärt werden können.«

Deponar konnte nicht fassen, was er gehört hatte. Mit größter Mühe formulierte er einige Sätze, mit denen er umfangreiche finanzielle Mittel für die Aufklärung des Tötungsdelikts bereitstellte.

»Das ist wirklich nicht nötig«, fiel ihm Reged Anpar

schließlich ins Wort. »Wie du weißt, wurde Arnirla von der Familie Velsham adoptiert. Sie gehört zu den wohlhabendsten und einflußreichsten Familien von Poa. Velsham hat alle Hebel in Bewegung gesetzt, um den Fall aufzuklären, und er hat mehr Geld dafür ausgesetzt, als jemals für die Jagd auf einen Täter ausgelobt wurde. Ich fürchte nur, das wird alles nichts helfen.«

2.

Demun Targ hielt den Film an und verließ den geheimen Raum, um eine Kleinigkeit zu essen und zu trinken. Er blieb nicht lange. Es zog ihn mit Macht an den Monitor zurück. Er wollte mehr wissen über die Frau, die er liebte, und die er für sich zu gewinnen hoffte. Sie war an Bord des Raumschiffs, und er hatte sich vorgenommen, sich ihr zu offenbaren, wenn sie aus ihrem tiefen Schlaf erwachte.

Vorausgesetzt, er entdeckte nicht etwas in ihrer Vergangenheit, was es ihm unmöglich machte, sie zu lieben. Saudra entdeckte das Geheimnis.

Als ihre Eltern für einige Tage verreisten und sie sich allein im Haus aufhielt, gelang es ihr, den Tresor zu öffnen und einige Papiere daraus hervorzuholen. Neugierig las sie, was ihr Vater so sorgfältig aufbewahrte, und sie erfuhr auf diese Weise, daß sie kein leibliches Kind ihrer Eltern, sondern ein Adoptivkind war.

Der Schock war so groß, daß sie laut schreiend durch das Haus rannte, indem sie allein war, und kostbare Vasen zerschlug. Mit einem Messer tötete sie eines der Haustiere, einen zierlichen Kräuterfresser mit goldgelbem Fell. Es war ein Tier, das ihrer Mutter ans Herz gewachsen war.

Saudra schleuderte den Kadaver aus dem Fenster.

Danach beruhigte sie sich und stürzte sich erneut auf die Papiere. Nun wollte sie alles wissen.

Ihr Vater hatte sich nicht mit den Angaben zufriedengegeben, die der Wissenschaftler Tadar Deponar ihm gemacht hatte.

Danach waren ihre leiblichen Eltern bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen. Er hatte nachgeforscht und war auf eine Reihe von Unstimmigkeiten und Geheimnissen gestoßen.

»Also doch«, stöhnte Saudra, als sie eines der Notizblätter gelesen hatte. »Das Mädchen in der Turnhalle war meine Schwester. Ich habe es gewußt. Sie war mir zu ähnlich.«

Sie ballte die Hände zu Fäusten und preßte sie sich gegen die Wangen.

»Und die andere auch«, flüsterte sie. »Die sich Arnirla nannte. Als ich sie sah, war mir, als ob ich mich selbst im Spiegel sehe.«

Sie ließ die Hände sinken, und ein zufriedenes Lächeln umspielte ihre Lippen.

Arnirla lebte nicht mehr. Dafür hatte sie gesorgt! Sie las weiter und erfuhr auf diese Weise, welche Ergebnisse

ihr Vater bei seinen Nachforschungen erzielt hatte. Dabei hatte er unter anderem herausgefunden, daß es nicht ihre Eltern gewesen sein konnten, die bei dem Verkehrsunfall umgekommen waren. Die diesbezüglichen Unterlagen hatten sich als gefälscht erwiesen.

Nun war Saudra davon überzeugt, daß nicht nur ihre Eltern Opfer eines Verbrechens geworden waren, sondern auch sie selbst.

»Meine Schwester hat damit zu tun«, redete sie sich ein.

»Und der Mann, bei dem sie lebt.«

Unbändiger Haß kam in ihr auf. Sie eilte zum Fenster und blickte hinaus. Auf dem gepflasterten Platz vor dem Haus lag der blutige Kadaver. Ein böses Lächeln entstellte ihr Gesicht.
»Das erstemal habe ich nur ihr Bein getroffen«, flüsterte sie.
»Beim nächsten Mal wird sie nicht überleben. Ebensowenig wie Arnirla überlebt hat.«

Sie stand lange am Fenster, kehrte schließlich aber noch einmal zum Tresor zurück. Sie wollte alles wissen, was in den Unterlagen verzeichnet war, doch zunächst fand sie nichts, was ihr irgendwie wichtig erschien. Dann aber fiel ihr ein kleiner, verschlossener Umschlag in die Hände. Er war versiegelt, doch das störte sie nicht. Sie öffnete ihn, obwohl ihr klar war, daß ihre Eltern nun erfahren würden, was sie getan hatte.

Sie las - und dann eilte sie abermals schreiend durch das Haus, wobei sie in blinder Wut und Qual um sich schlug.

Diesmal brauchte sie erheblich länger, um sich zu beruhigen.

Als sie endlich aufhörte zu schreien, warf sie sich auf den Boden und weinte, und ihr knabenhafter Körper wurde von Krämpfen geschüttelt.

In dem Brief stand das Ergebnis besonderer Nachforschungen. Danach war sie ein Klon, der in einer Gen-Fabrik entstanden war. Sie hatte sechs Schwestern, die ihr glichen wie ein Ei dem anderen.

Sie korrigierte sich. Es waren nur noch fünf! Doch das konnte ihr Vater nicht wissen. Außerdem hatte er den Brief geschrieben, bevor Arnirla starb.

»Für uns spielt das alles keine Rolle«, hatte ihr Vater geschrieben. »Wir lieben Saudra - und dabei ist völlig egal, woher sie kommt.«

Aber ihr war es nicht gleichgültig.

Sie haßte ihre Eltern dafür, daß sie ihr Geheimnis kannten. Und sie haßte ihre Schwestern dafür, daß sie existierten und allein dadurch irgendwann verraten konnten, daß sie invitro entstanden war und nicht invivo.

Sie faßte einen Entschluß.

Sie würde niemals ein normales Leben führen können, solange es jemanden gab, der von ihrer Retortenherkunft wußte.

Wer ihr Geheimnis kannte, durfte nicht länger leben! Wer tot war, konnte nichts mehr verraten.

Demun Targ blickte erschrocken auf. Erhielt den Film an und schlug die Hände vor das Gesicht. Er konnte nicht glauben, was er da erfahren hatte. Ein sechzehnjähriges Mädchen sollte einen derartigen Entschluß gefaßt haben?

Träumerei!

Sie konnte es nicht ernst gemeint haben.

»Ma, Pa« jubelnd fiel Saudra ihren Eltern um den Hals, als sie einige Tage später von der Reise zurückkehrten.

Das Mädchen trug grüne Jagdkleider und hielt ein schlankes Gewehr in den Händen..

»Ich habe euch so vermißt!« Wie eine Ertrinkende preßte sie sich an ihre Eltern, bis ihr Vater sie lachend von sich drückte.

»Du bringst mich ja um«, scherzte er.

»Das habe ich wirklich nicht vor«, ewiderte sie in gleichem Ton und zog ihre Mutter noch einmal an sich. »Ich wußte nicht, daß ihr schon heute kommt.«

»Aber wir haben uns doch angekündigt«, sagte ihre Mutter, eine füllige, gutmütige Frau. Liebevoll blickte sie Saudra an.

»Hat der Syntron es dir nicht gesagt? «

Das Mädchen krauste die Stirn.

»Seltsamerweise nicht«, behauptete sie und blickte dabei zum Haus hinüber, das am Rande einer großen Stadt auf einem Hügel stand. Von hier aus reichte die Sicht bis zu den fernen Bergen. »Es scheint überhaupt einiges nicht mit dem Haus in Ordnung zu sein. Gestern hat es mir absolut ungenießbare Getränke serviert. Ich habe den Wartungsdienst schon bestellt, aber der war noch nicht da.«

»Und das Personal?« fragte ihr Vater.

»Ach, dem habe ich freigegeben.« Saudra schulterte das Gewehr. »Seid ihr mir sehr böse, wenn ich mit meinen Freunden zur Jagd gehe? Wir haben es fest vereinbart.«

»Überhaupt nicht. Geh nur.« Ihre Mutter drückte ihr einen Kuß auf die Wange. Zusammen mit ihrem Mann blieb sie vor dem Haus stehen, bis Saudra in einen Gleiter gestiegen und gestartet war. Dann trat sie ein.

Dreißig Minuten später explodierte das Haus. Zu diesem Zeitpunkt war Saudra bereits an Bord eines Raumschiffs. Sie verließ den Planeten. Als die Behörden versuchten, sie über den Tod ihrer Eltern zu informieren, bewegte sie sich bereits mit Überlichtgeschwindigkeit durch den Raum. Als der Raumer sein erstes Etappenziel erreichte, einen dicht besiedelten Kolonialplaneten der Akonen, verschwand das Mädchen auf geheimnisvolle Weise von Bord. Niemand schien sie bemerkt zu haben.

Erst Wochen darauf stellten die Behörden fest, daß mit Saudra auch ein beträchtlicher Teil des Vermögens ihrer Eltern

verschwunden War. Sie konnten jedoch nicht beweisen, daß sie in irgendeiner Weise mit dem Tod ihrer Eltern oder dem Verlust der Vermögensteile zu tun hatte.

Besondere Aufmerksamkeit erregte ein Schmuckstück, das in den Trümmern des Hauses gefunden wurde. Es bestand aus einem lupenreinen, blauen Edelstein und hatte die Form einer gefiederten Schlange.

Demun Targ zuckte zusammen, als er das Rauschen von fließendem Wasser in der Nähe vernahm. Hastig schaltete er den Monitor aus und verließ den Raum. Er eilte in eine Messe und schaltete dort einen Monitor ein. Der Syntron richtete sich auf eine Nachrichtensendung aus, die von der Erde kam.

Journalisten berichteten von einem Interview, das sie mit Perry Rhodan gehabt hatten und in dem der Unsterbliche sich zu dem Aufruf von Ernst Ellert äußerte.

Doch Targ hörte nicht zu. Er achtete nur auf die Geräusche, die von außen kamen. Sie zeigten ihm an, daß irgendwo jemand aus dem Schlaf erwacht und aufgestanden war. Schon bald wurde es wieder ruhig.

Der akonische Hansespezialist verließ die Messe und blieb horchend vor einem Raum stehen. Als er sein Armbandkombi gegen die Wand drückte, vernahm er leises Schnarchen. Er wartete noch einige Minuten, dann kehrte er in den geheimen Raum zurück, um mehr über Tadar Deponar, Saudra und ihre Schwestern zu erfahren.

Saudra Panolo spürte, wie es ihr kalt über den Rücken lief, als sie Tadar Deponar bemerkte. Er war der einzige Mann, den sie fürchtete, und dem sie sich unterlegen fühlte.

Das zwanzigjährige Mädchen saß auf einer Klippe am Strand und genoß die Sonne. Sie war weit von den anderen Badegästen entfernt, die sich von der Sonne bräunen ließen oder im flachen Wasser herumtobten.

Vor ihren Augen befanden sich optische Felder hochverdichteter Luft. Sie konnte sie mit Gedankenbefehlen steuern und erreichte auf diese Weise einen Zoom-Effekt. Sie vermochte die Personen in ihrer Nähe normal beobachten, wenn sie die entsprechenden Befehle an die Syntronik gab. Auf diese Weise hatte sie nicht nur Allanka ausgemacht, eine ihrer Schwestern, sondern auch Tadar Deponar.

Der Wissenschaftler hatte ein offenes Restaurant betreten und an einem der Tische, an dem bereits ein älteres Paar saß, Platz genommen. Er war mehr als einen Kilometer von ihr entfernt.

Mit ihm war Reged Anpar, sein Assistent, erschienen.

Vier Jahre lang war sie untergetaucht und hatte lediglich geforscht. Nur ihr Ursprung und die damit zusammenhängenden Dinge hatten sie interessiert. Mittlerweile wußte sie so ziemlich alles über Tadar Deponar, den fanatischen Gen-Forscher, über seinen Assistenten und über

ihre fünf noch lebenden Schwestern Alnora, Henna, Allanka, Theadran und Challenga sowie über deren Eltern.

Vier Jahre lang hatte sie sich ihnen gegenüber passiv verhalten, und der Haß hatte sich mehr und mehr in ihr aufgestaut.

Nun, da sie zwanzig Jahre alt war, hatte sie sich zum Handeln entschlossen. Sie wollte endlich den für sie unerträglichen Zustand beenden, daß sie nicht allein war. Sie konnte nicht länger dulden, daß es Menschen gab, die ihr absolut ähnlich waren.

Heute wollte sie Allanka töten!

Ihre Schwester befand sich am Strand. Im Kreise von Freunden tobte sie herum und winkte zwischendurch immer wieder mal zu ihren Eltern hinüber, die mit Tadar Deponar und Reged Anpar im Restaurant saßen.

»Ihr werdet euch nicht mehr lange freuen«, flüsterte Saudra.

»Diesen Tag werdet ihr nie vergessen.«

Sie bemerkte, daß Tadar Deponar sich aufmerksam am Strand umsah, und sie zog sich in einen Spalt in den Klippen zurück, in dem sie vom Restaurant aus nicht gesehen werden konnte. Sie ging davon aus, daß der Wissenschaftler ebenfalls über optische Sichtfelder verfügte, die unsichtbar und für niemandem außer ihm erkennbar vor seinen Augen errichtet werden konnten.

»Das hilft dir gar nichts«, wisperte sie. »Und Allanka auch nicht!«

Sie trug leichte Badekleidung wie die anderen auch. Als noch niemand sonst am Strand gewesen war, hatte sie im Meer gebadet. Nun streifte sie sich eine sandfarbene Hose und eine lindgrüne Bluse über, die einen angenehmen Kontrast zu ihrer samtblauen Haut bildeten. Aus dem sicheren Versteck heraus beobachtete sie Allanka.

Es konnte nicht mehr lange dauern. Sie hatte lange genug gewartet.

Sie konnte sich denken, was im Restaurant geschah. Tadar Deponar war ein schlauer Fuchs. Und er war nicht untätig geblieben. Ihn hatte sie ganz sicher nicht täuschen können. Er wußte, daß sie ihre Eltern getötet hatte, und er war sich wohl auch klar darüber, daß Alnira auf ihr Konto ging.

Auf irgendeine Weise mußte es ihm gelungen sein, ihre Spur zu finden und ihr bis Riessän zu folgen, dem Planeten, auf dem sie sich seit Jahren versteckt hielt. Es war kein Zufall, daß er den Strand besuchte, auf dem Allanka Erholung suchte. Saudra war sicher, daß er beschwörend auf Allankas Eltern einredete, um ihnen die Gefahr deutlich zu machen, in der sich ihre Tochter befand.

Verächtlich schürzte sie die Lippen.

Sollte er doch!

Vorsichtig rückte sie vor und blickte an den Felsen vorbei zum Restaurant hinüber. Allanka stand mit ihren Eltern am Rande der Terrasse und redete mit ihnen. Ihr war anzusehen, daß sie keine Lust hatte, den Strand zu verlassen. Sie konnte ihr Gesicht deutlich sehen. Allanka war ebenso wie sie 1,80 m groß, knabenhafte schlank. Sie trug ihr schwarzes Haar lang und hatte es im Nacken zu einem dicken Zopf verflochten. Sie hatte eine gerade Nase, ein etwas spitz wirkendes Kinn, einen kleinen Mund und ein pfenniggroßes, sternförmiges Muttermal am Halsansatz und glich ihr damit bis ins Detail. Saudra glaubte, an ihren Lippen ablesen zu können, was sie sagte: »Ich gehe nur noch einmal kurz ins Wasser. Dann komme ich!« Fröhlich winkend eilte Allanka über den heißen Sand, stürzte sich in die gischtende Brandung und tauchte in das flache, durchsichtige Wasser. Gleich darauf schnellte sie sich vom Boden ab, durchbrach die Wasseroberfläche und warf sich erneut in die Wellen.

Saudra haßte sie für ihren Übermut und ihre Lebensfreude. Sie wartete ab, und nachdem Allanka das fröhliche Spiel noch einige Male wiederholt hatte, schlug sie zu.

Ihre Schwester war etwa hundert Meter weit vom Strand entfernt. Sie tauchte in das kaum anderthalb Meter tiefe Wasser hinab und schwamm ein Stück tief am Boden.

Saudra richtete einen Traktorstrahler auf sie und konzentrierte ihn auf punktuelle Wirkung an Allankas Hüften. Damit preßte sie ihre Schwester an den Boden und schob sie zugleich weiter und weiter hinaus ins Meer. Auf den Wellen war nur ein kleiner Strudel zu sehen, der jedoch nur einem sehr genauen Beobachter auffallen konnte.

Allanka schlug unter Wasser um sich. Verzweifelt versuchte sie, an die Oberfläche zu kommen. Saudra konnte es deutlich sehen, da sie sich in einer erhöhten Position befand. Für Allankas Eltern, ihre Freunde, Tadar Deponar und Reged Anpar war es jedoch nicht so ohne weiteres zu erkennen. Die Wellen und das spiegelnde Wasser verbargen die Tragödie, und als sie endlich aufmerksam wurden, war es schon zu spät. Allanka war mehr als dreihundert Meter vom Strand entfernt, und dort war das Wasser über sieben Meter tief.

Tadar Deponar bemerkte, daß Allanka nicht wieder auftauchte, und er alarmierte die anderen. Alle begannen, sie zu suchen. Sie stürzten sich ins Wasser und schwammen hinaus.

Der Rettungsdienst startete mit einer Antigravplattform, doch vergingen viele Minuten, bevor sie das Mädchen fanden.

Als sie bei Allanka waren, schaltete Saudra den Traktorstrahler ab. Behutsam und unauffällig zog sie sich vom Strand zurück. Sie verschwand in den Klippen. Die Versuchung war groß, noch ein wenig zu bleiben und sich davon zu überzeugen, daß ihre Schwester tatsächlich ertrunken

war. Doch sie widerstand ihr, um sich nicht selbst zu gefährden.

Am Abend erfuhr sie aus den Medien daß ihr Anschlag erfolgreich gewesen war. Obwohl die Retter modernste medizinische Technik eingesetzt hatten, war es nicht gelungen, Allanka ins Leben zurückzurufen.

Saudra triumphierte.

Es störte sie nicht, daß Tadar Deponar eine planetenweite Fahndung nach ihr ausgelöst hatte, und daß ihr Bild und das Foto einer kleinen, blauen, gefiederten Schlange von den Medien verbreitet wurde. Die Schlange war ein Schmuckstück aus einem lupenreinen blauen Edelstein. Man hatte es in der Badekleidung der Toten gefunden.

Sie kehrte in ihr Versteck in den Bergen zurück, in dem sie seit mehr als einem Jahr unentdeckt lebte.

»Ich begreife es nicht«, sagte Tadar Deponar, als er einige Tage später mit seinem Assistenten nach Tourred zurückkehrte.

»Saudra ist völlig anders als die anderen.«

Reged Anpar war still und in sich zurückgezogen, seit Allanka gestorben war. Dieses Mädchen hatte er wegen ihrer Fröhlichkeit und Ungezwungenheit besonders in sein Herz geschlossen. Ihr Verlust hatte ihn hart getroffen.

»Saudra ist unberechenbar und geradezu bösartig. Sie ist voller Aggressionen«, fuhr Deponar fort. »Dabei hat sie das absolut gleiche Erbgut wie ihre Schwestern.«

»Ich habe Angst um Henna, Alnora, Theadran und Challenga«, sagte sein Assistent

Sie befanden sich im Linienschiff nach Tourred und hatten die letzte Ruhepause hinter sich. Die Landung würde in etwa einer Stunde erfolgen.

»Du meinst, sie wird versuchen, auch sie zu töten?«

»Das steht für mich fest«, erklärte Reged Anpar. »Und wir können nichts dagegen tun.«

Damit war Tadar Deponar nicht einverstanden.

»Alle vier Mädchen werden rund um die Uhr bewacht. Der Tod von Allanka hat auch den letzten Zweifler davon überzeugt, daß ich recht habe. So leicht wird es Saudra nicht noch einmal fallen, eine von ihnen zu töten.«

»Sie hat Zeit«, gab sein Assistent zu bedenken. »Dieses Mal hat sie sich vier Jahre Zeit gelassen. Das nächste Mal schlägt sie vielleicht erst in acht Jahren zu, wenn die Aufmerksamkeit nachgelassen hat. Es wird schwer werden die Mädchen über einen so langen Zeitraum konsequent zu bewachen. Sie selbst werden früher oder später ausbrechen und sich Freiräume suchen - und sich damit zwangsläufig in Gefahr begeben.«

Tadar Deponar war sich des Risikos bewußt. Die Brust schnürte sich ihm ein, und er verspürte Herzstiche. Seine geliebte Tochter Alnora in so großer Gefahr zu wissen, tat ihm

weh. Er hatte große Pläne mit ihr und wollte sie auf keinen Fall verlieren.

»Du hast recht«, sagte er, nachdem er eine geraume Weile nachgedacht hatte. »Es genügt nicht, die Mädchen zu schützen. Sie müssen selbst etwas für ihren Schutz tun.«

»Und was?«

»Ich werde dafür sorgen, daß Alnora zu einer hervorragenden Kämpferin ausgebildet wird«, antwortete Deponar. »Das hilft zwar nichts gegen einen so heimtückischen Anschlag wie jenen, dem Allanka ausgesetzt war, vergrößert aber doch ihre Chancen.«

»Und die anderen?«

»Das wirst du übernehmen. Ich will, daß du zu Pedron und Aia Zaphis fliegst. Sie sollen einen entsprechenden Schutz für Henna aufbauen.«

»Hast du schon mal daran gedacht, die Mädchen durch kosmetische Operationen so zu verändern, daß Sandra sie nicht mehr erkennen kann?«

»Natürlich«, entgegnete Deponar. »Schon oft. Doch ich bin sicher, daß wir damit nicht weiterkommen. Saudra ist nicht nur von einer geradezu dämonischen Bösartigkeit, sondern sie ist auch hochintelligent und sehr geduldig. Sie hat jahrelang recherchiert, bis sie offenbar alles über jene erfahren hat, in denen sie ihre Feinde sieht.«

»Also auch uns!«

»Erst als sie ganz sicher war, hat sie zugeschlagen. Und so wird es auch in Zukunft sein«, fuhr Deponar fort. »Eine Operation ändert gar nichts. Sie läßt sich nicht mit hundertprozentiger Sicherheit geheimhalten. Außerdem müßten wir die Mädchen dann in eine völlig andere Umgebung zu anderen Eltern bringen, und hätten selbst dann keine Gewißheit.«

»Also bleibt nur ein Weg - wir müssen zur Offensive übergehen und Saudra eliminieren!«

Tadar Deponar blickte lange schweigend vor sich hin. Das Raumschiff landete auf Tourred, und die Passagiere gingen von Bord. Erst als sie die Kontrollen passiert hatten und in einem Gleiter saßen, antwortete er: »Ich bin bereits aktiv geworden. Ich habe drei Spezialisten engagiert. Sie haben sich bereit erklärt - für viel Geld - die Gefahr, die von Saudra ausgeht, aus der Welt zu schaffen.«

Tadar Deponar war grau im Gesicht, seine Augen lagen tief in den Höhlen, und er wirkte noch kleiner und zerbrechlicher als sonst.

Reged Anpar begriff.

Die Entscheidung, Saudra ermorden zu lassen, war ihm schwerer gefallen als jede andere in seinem Leben zuvor. Mit jedem seiner Kinder, das starb, erlosch auch etwas in

ihm. Saudra töten zu lassen, das war wie ein Teil-Suizid für ihn.

»Es gibt keinen anderen Ausweg«, sagte Reged Anpar leise und mitfühlend. »Vielleicht müssen wir jetzt dafür zahlen, daß wir uns über die Gesetze des Galaktikums hinweggesetzt haben.«

Doch Saudra wurde nicht aufgespürt. Alle Bemühungen, sie zu beseitigen, blieben erfolglos.

3.

Demun Targ hielt den Film an und lehnte sich im Sessel zurück.

»Wer ist Saudra?« fragte er sich mit leiser Stimme. War es womöglich die Frau, die er liebte?

Er war sich dessen sicher, daß Saudra ihren Namen irgendwann im Verlauf ihres Lebens abgelegt hatte und in die Rolle einer ihrer Schwestern geschlüpft war.

Doch welche Rolle hatte sie angenommen? Welche spielte sie jetzt im Jahre 1200 NGZ?

Ihm war klar, daß sie ihn augenblicklich töten würde, wenn sie ihn in diesem Raum und beim Studium ihrer Lebensgeschichte überraschte. Doch war sie wirklich an Bord?

Oder waren nur zwei von ihren Schwestern in seiner Nähe?

Er mußte sich beeilen. Die Zeit lief ab. Das Raumschiff drang mit geringer Geschwindigkeit ins Solsystem ein, doch es bewegte sich immerhin vorwärts. Damit wurde die Frist, die ihm zur Verfügung stand, immer geringer.

Mittlerweile ahnte er, was zumindest eine der beiden Schwestern an Bord im Sonnensystem Terras wollte.

Er schaltete den Syntron wieder ein.

Als sie das konzertante Stück beendet hatte, erhob sich Theadran von Aygolkyn und verneigte sich vor dem begeisterten Publikum in der großen Festhalle der Blauen Stadt.

Tausende von Musikliebhabern hatten sich im Rimios zusammengefunden, um hier am Geburtsort der größten Komponisten Akons das alljährliche Musikfestival zu besuchen.

Theadran war eine von den hoffnungsvollen Nachwuchskünstlerinnen, die auf dieser Veranstaltung die Chance bekamen, sich vor einem großen und fachkundigen Publikum zu beweisen.

Als sie an das Keytron zurückkehrte, um ein weiteres Stück zu spielen, blickte sie zu dem Mann hinüber, der zwischen den Vorhängen stand. Es war ihr Ziehvater Thraros von Aygolkyn. Zufrieden und aufmunternd zugleich nickte er ihr zu.

Das hast du gut gemacht! sollte das heißen.

Sie lächelte dankbar, setzte sich an das Instrument, und während es still wurde im Saal, konzentrierte sie sich.

Der schwierigste Teil ihres Vertrags begann. Sie wollte eine klassische Komposition spielen, die schon vor Jahrtausenden entstanden war, als Atlan als Imperator von Arkon zu einem Staatsbesuch ins Blaue System der Akonen gekommen war. Theadran war sich sehr wohl dessen bewußt, daß es angesichts der politischen Spannungen zwischen Akonen und Arkoniden nicht gerade opportun war, speziell dieses Stück zu spielen, und daß ihr böswillige Kritiker politische Absichten dabei unterstellen konnten, hatte es jedoch wegen seiner außerordentlichen Schönheit und Vollkommenheit gewählt. Ein wenig wollte sie - und das gab sie unumwunden zu - auch für Versöhnung und Ausgleich zwischen den Völkern plädieren, ohne dabei jedoch für das eine oder das andere Partei zu ergreifen.

Als auch das letzte Hüsteln im Publikum verklungen war, begann das junge Mädchen. Die Töne des Stücks schwebten über die Zuhörer hinweg und füllten den Saal bis in den letzten Winkel aus, und Theadran wußte, daß nicht nur ihrem Vater ob der Reinheit und der Schönheit der Tonfolgen ein Schauer des Glücks über den Rücken lief. Sie wußte, daß manchem ihrer Zuhörer Tränen in die Augen stiegen - und ein wenig setzte sie auch auf Emotionen, um bei ihrem Vortrag mehr Erfolg zu haben.

Doch schon nach wenigen Takten vernahm die junge Frau ein störendes Zischen aus dem Instrument. Es war nur sehr leise, und manch anderer Keytroniker hätte es wohl nicht wahrgenommen. Ihrem feinen Gehör entging es jedoch nicht, und unwillkürlich beugte sie sich vor.

Ein eigenartig stechender Geruch stieg ihr in die Nase, und plötzlich begriff sie.

Die Leibwächter und ein überaus hartes Kampftraining hatten sie nicht beschützen können. Diejenige, die ihr nach dem Leben trachtete, hatte ein giftiges Gas ins Instrument eingebracht, und sie selbst hatte es durch das Berühren einer bestimmten Taste des Instruments ausströmen lassen.

Während sie sterbend von der Sitzbank vor dem Instrument fiel, erkannte sie noch, welche Taste es gewesen war, denn in diesem konzertanten Stück gab es eine einzige Note, die in keinem der anderen Stücke vorkam.

Als Theadran auf dem Boden aufschlug, war sie bereits tot. Die Besucher sprangen entsetzt von ihren Sitzen auf. Einige eilten hilfsbereit auf die Bühne. Der Vater des jungen Mädchens schaffte nur drei Schritte, dann brach er mit Herzkrämpfen zusammen.

Im Innern des Keytrons fanden Untersuchungsbeamte später ein Schmuckstück. Es hatte die Form einer gefiederten Schlange und bestand aus einem lupenreinen blauen Edelstein. Es konnte nie geklärt werden, wie das Gift und das

Schmuckstück trotz aller Sicherungsmaßnahmen in das Instrument kommen konnte.

Irgendwo weit hinten im Saal aber stahl sich ein junges Mädchen davon, das Theadran ungemein ähnlich war. Es hatte eine andere Frisur als die Tote, und ihr Gesicht war durch Make-up verändert, doch jeder, der sie etwas genauer angesehen hätte, wäre sicher gewesen, es mit der Schwester Theadrans zu tun zu haben.

Wieder einmal hatte Saudra gewonnen, und nach dem Tode Allankas waren noch nicht einmal vier Wochen vergangen. Seit Challenga von dem Tod von Theadran wußte, hatte sich ihr Leben radikal verändert.

Sie war ein lebensbejahendes, fröhliches Mädchen mit künstlerischen Ambitionen gewesen, das in einem wohlhabenden Haus und unter dem Schutz fürsorglicher Eltern aufgewachsen war. Sie hatte einen großen Freundeskreis gehabt und hatte sich in der Öffentlichkeit allzu gern mit ihren Eltern sehen lassen.

Eine Welt war für sie zusammengebrochen, als sie erfahren hatte, daß sie eine Schwester hatte, die eine Mörderin war, und die auch ihr Leben bedrohte. Daß sie Adoptiveltern hatte, wußte sie schon seit vielen Jahren. Es war bedeutungslos für sie, und ihre Gefühle für ihre Eltern wären auch nicht anders gewesen, wenn diese ihre leiblichen Eltern gewesen wären. Ein Schock war jedoch die Eröffnung gewesen, daß ihr Leben akut bedroht war.

In einer ersten Reaktion hatte sie sich vollkommen aus der Öffentlichkeit und von ihren Freunden zurückgezogen. Danach hatte sie die Nähe einiger Freundinnen gesucht und war mit ihnen zu einer Kampfsportschule gegangen. Dann hatte sie sich daran gewöhnt, stets und bei jeder Gelegenheit eine Individualsphäre zu tragen, die sie hermetisch und absolut sicher gegen jede Gefahr abschirmte.

Doch als die Jahre verstrichen, ohne daß sich etwas ereignete, als sie in dieser Zeit nicht ein einziges Mal eine Situation erlebte, die ihr gefährlich erschien, begann ihre Aufmerksamkeit nachzulassen. Sie sehnte sich danach, wieder mal einen anderen Menschen berühren zu können, und sie legte ihre Individualsphäre immer öfter ab.

Neun Jahre nach dem Tod von Theadran dachte sie kaum noch an die Gefahr, die ihr drohte, und auch ihre Eltern verzichteten mehr und mehr darauf, sie zur Vorsicht zu ermahnen.

Sie lernte einen jungen Wissenschaftler kennen, der schon seit Jahren in einem Forschungsinstitut auf Sphinx arbeitete. Als er von dem Schicksal erfuhr, das ihr drohte, drängte er sie erschrocken dazu, ihren Schutzschild sofort wieder einzuschalten und ihn wirklich nur dann

abzubauen, wenn Sie sicher sein konnten, daß sie nicht in Gefahr war.

Challenga vertraute ihm mehr und mehr, und wenn sie mit ihm ausging, um eine der vielen öffentlichen Veranstaltungen zu besuchen, schützte sie sich durch den Schirm vor Angriffen. Zugleich scheute sie den körperlichen Kontakt mit ihm.

Als sie eines Tages fröhlich von einem Fest zurückkehrten, auf dem sie ausgelassen getanzt hatten, verabschiedete er sich wie üblich von ihr vor ihrem Haus.

»Meinst du nicht, daß ich endlich einen Kuß verdient habe?« fragte er lächelnd. »Wir kennen uns nun schon seit Wochen - in einer so langen Zeit haben andere Paare das ganze Spiel einer Liebe beginnend vom Flirt bis hin zur Zeit der Zärtlichkeit und schließlich der Trennung schon hinter sich.«

Sie lachte, schaltete die Individualsphäre aus und schmiegte sich an ihn, um ihm ihre Lippen zu bieten.

Im nächsten Moment fühlte sie einen feinen Einstich an der Unterlippe.

»Du beißt mich ja«, rief sie und drückte ihn von sich.

Er griff sich ans Gesicht und zog eine Folie aus lebender Substanz herunter. Entsetzt blickte Challenga in ein Gesicht, das dem ihren bis ins Detail glich.

»Du bist...«, stammelte sie.

»Saudra«, lächelte ihr Gegenüber.

»Du bist...« brachte Challenga mühsam hervor.

»Nein, ich nicht. Du bist... tot!« Saudra warf ihr die Maske vor die Füße.

Challenga griff sich an den Hals. Vergeblich versuchte sie zu schreien. Sie brachte keinen Laut mehr hervor. Kraftlos stürzte sie zu Boden.

»Nun bin ich schon fast am Ziel«, sagte Saudra ungerührt. Sie legte der Sterbenden ein Schmuckstück auf den Nacken. Es hatte die Form einer gefiederten Schlange und bestand aus einem blauen Edelstein. »Ihr seid mir alle nicht gewachsen!« Ruhig und ohne besondere Eile ging sie davon, stieg in einen Gleiter und schien sich von diesem Moment an in Luft aufgelöst zu haben. Die Behörden fahndeten in den folgenden Stunden nach ihr. Sie riegelten alle Raumhäfen ab und führten danach auch über Monate hinweg schärfste Kontrollen durch. Ohne Erfolg.

Im Jahr 1181 NGZ lebten nur noch drei der ehemals sieben Schwestern. Saudra hatte perfekt gearbeitet. Sie war ebenso intelligent wie rücksichtslos vorgegangen, und Tadar Deponar fürchtete sie mehr denn je. Alle Versuche, sie aufzuspüren und aus dem Weg zu räumen, waren gescheitert. Obwohl der Schöpfer der Siebenlinge große Summen als Belohnung aufgeboten hatte, kam keiner der von ihm angeheuerten Mörder auch nur in die Nähe von Saudra.

Sie war wie ein Schemen, der nicht zu fassen war.

»Ich habe mich ein wenig umgehört, Vater«, sagte Alnora.

Sie setzte sich zu Tadar Deponar in den Salon seines Hauses, das in den letzten Jahren zu einer Art Festung umgebaut worden war. »Du hast geglaubt, daß du diese Dinge vor mir geheimhalten kannst, aber damit hast du nur meine Neugier geweckt.«

Er blickte von den Notizen auf, an denen er gearbeitet hatte.

»Wovon sprichst du, Liebes?« fragte er.

»Mir ist aufgefallen, daß du weitaus mehr um meine Sicherheit besorgt bist als andere Väter um die ihrer Töchter«, erwiederte er lächelnd. »Und dafür bin ich dir dankbar. Ich habe mich darüber gewundert, daß du unser Haus geradezu uneinnehmbar gemacht hast, und ich habe mich ein wenig umgehört. Dabei bin ich auf etwas Seltsames gestoßen, Es gibt eine Frau, die etwa so alt ist wie ich. Sie wird überall im akonischen Reich gesucht. Wegen mehrfachen Mordes. Aber nicht nur ihre Opfer sehen ihr eigenartig ähnlich, sondern ich auch.«

»Zufall«, entgegnete er und wandte sich wieder seinen Notizen zu.

»Findest du nicht, daß es an der Zeit ist, mir allmählich die Wahrheit zu sagen?«

»Was für eine Wahrheit?« Er schrieb einige Gedanken auf.

»Vater - bitte! Ich weiß daß ich in, Gefahr bin. Deshalb hast du mich ja in den verschiedenen Kampfsportarten ausbilden lassen. Das ist der Grund dafür, daß ständig wenigstens drei Leibwächter in meiner Nähe sind. Ich habe überhaupt kein Privatleben mehr, Ist es, weil ich möglicherweise das nächste Opfer dieser Mörderin sein soll?«

Er schob das Notizbuch zur Seite und blickte sie ebenso ernst wie liebevoll an.

»Du bist ein wundervoller Mensch, und ich möchte dich nicht verlieren«, sagte er. »Es ist richtig, daß es diese Mörderin auf dich abgesehen hat. Sie ist mit dir verwandt.«

»Das habe ich mir gedacht«, eröffnete sie ihm. »Ich werde nicht warten, bis sie zu mir kommt, um mich zu töten, sondern ich werde sie angreifen. Deshalb habe ich vor, den Kreis meiner Leibwächter zu erweitern und eine Organisation zu gründen, die zunächst mir, später dann Akon dienen soll. Ich werde ihr denn Namen >Blaue Legion< geben, schon um dieser Mörderin zu demonstrieren, daß ich sie nicht fürchte.«

»Möglicherweise ein kluger Gedanke«, lobte er sie.

»Ich möchte etwas bewegen«, fuhr sie fort. »Ich denke nicht daran, tatenlos zuzusehen, wie sich diese Frau an mich heranschleicht. Aber nicht nur das. Ich werde nicht länger zusehen, wie die Arkoniden um Atlan sich breitmachen und unsere gerechtfertigten Ansprüche zurückdrängen. Ich bin

Akonin, und ich bin stolz darauf. Ich möchte kämpfen.«

Er schob seine Notizen zur Seite.

Alnora hatte eine glänzende Ausbildung genossen. Sie hatte akonisches, arkonidisches und galaktisches Recht studiert und hatte darüber hinaus zahlreiche Stationen verschiedener akonischer Geheimdienste und Sonderorganisationen durchlaufen. Wenn sie davon sprach, eine Organisation zu gründen, dann hatte sie handfeste Pläne, und sie wußte, worauf sie sich einließ.

»Das wird Geld kosten.«

»Ich hoffe, du wirst mir helfen. Auch Gendal Jumphar werde ich um Rat und Unterstützung bitten.«

»Die wirst du bekommen.«

Es war nicht nötig, noch mehr zu sagen. Sie waren sich einig.

»Mein erstes Ziel ist es, die unbekannte Mörderin zu eliminieren«, eröffnete sie ihm.

»Das versuche ich schon seit vielen Jahren. Es ist mir nicht gelückt. Auch Gendal und seine Organisation haben es nicht geschafft«

»Ich habe bessere Voraussetzungen«, erklärte sie selbstsicher.

»Allerdings benötige ich noch einige Informationen.«

Tadar Deponar hatte immer gewußt, daß diese Forderung auf ihn zukommen würde, und daß er sich eines Tages entscheiden mußte.

Wie oft hatte er doch versucht, die richtigen Worte für so eine Situation zu finden, in der er seiner geliebten Tochter erklären mußte, daß sie in der Retorte entstanden, daß sie ein künstliches Geschöpf, das Resultat eines Gen-Experiments war.

Er fürchtete sich vor ihrer Reaktion.

Würde sie sich von ihm abwenden? Würde er sie für immer verlieren, wenn er ihr die Wahrheit sagte?

»Ich werde dir alle Informationen geben, die du benötigst«, versprach er ihr. »Bitte, gib mir noch etwas Zeit. Nur ein oder zwei Tage. Mehr nicht.«

»Warum nicht gleich?«

Er blickte sie nur stumm und bittend an, und sie begriff, daß er ihr nicht wehtun wollte. Es gab ein Geheimnis um sie, das er nicht so ohne weiteres lüften wollte.

»Also gut«, sagte sie und hauchte ihm einen Kuß auf die Wange. »Was es auch ist, ich möchte es wissen.«

Sie verabschiedete sich von ihm, um in die nächste Stadt zu fliegen und dort an einem wissenschaftlichen Kolloquium teilzunehmen. Wie immer, wurde sie von ihren Leibwächtern begleitet und bewacht. Tadar Deponar war sicher, daß es Saudra nicht gelingen würde, in ihre Nähe zu kommen.

Er erhob sich und ging zu einem Fenster. Er blickte hinaus, beobachtete Alnora, wie sie zusammen mit den Leibwächtern

in einen Gleiter stieg und davonflog.

Er fragte sich, ob Alnora auch jene Eigenschaften hatte, die Saudra zur Mörderin hatten werden lassen. Steckte irgendwo in ihrer Genstruktur ein Fehler, der sie unberechenbar machte? Seit vielen Jahren quälte ihn die Frage, ob er irgendwo einen Fehler gemacht hatte, ob es Differenzen zwischen den Kindern aus dem Gen-Experiment gab, und wo die Ursache dafür liegen mochte.

Manchmal wünschte er sich, Gedanken lesen zu können, um in die Seele Alnoras blicken zu können. Und oft genug hatte er überlegt, ob er sie bestimmten Prüfungen aussetzen sollte, um herauszufinden, ob sie charakterliche Schwächen besaß.

Er hatte diese Experimente nie durchgeführt!

»Ich habe Angst davor«, sagte er, während er zu seinen Notizen zurückkehrte. »Was ist, wenn sich eine Verwandtschaft im bösen zu Saudra ergibt?«

Reged Anpar kam zu ihm, und Tadar Deponar wandte sich einem wissenschaftlichen Thema zu. Es beschäftigte ihn und seinen Assistenten bis in den späten Abend hinein. Deponar war müde und erschöpft. Nachdem ihn sein Mitarbeiter verlassen hatte, legte er sich hin, um etwas zu schlafen. Als er nach etwas mehr als zwei Stunden erwachte, spürte er sofort, daß etwas nicht stimmte.

Mittlerweile war es dunkel geworden. Er erhob sich von seinem Lager und ging zu einem Fenster, um hinauszublicken. Lampen erhellt den Park, der das Haus umgab. Mehrere kugelförmige Roboter schwebten zwischen den Bäumen und Büschen. Sie registrierten jede Bewegung und würden sofort Alarm auslösen, wenn ein Unbefugter versuchte, sich dem Haus zu nähern.

Alles schien in Ordnung zu sein.

Du bist müde und überreizt, sagte er sich. Saudra kann hier nicht eindringen. Das ist unmöglich.

Der Haussyntron teilte ihm mit, daß Alnora noch nicht aus der Stadt zurück war. Sie befand sich noch in einer wissenschaftlichen Diskussion.

»Gibt es irgendwelche ungewöhnlichen Anzeichen?« fragte er.

»Keine«, antwortete der Syntron mit der dunklen Stimme eines Mannes. »Alnora war keiner Gefahr ausgesetzt. Ihre Gesundheit ist nicht beeinträchtigt. Eine leicht erhöhte Hormonausschüttung hängt mit Gefühlen der Sympathie zusammen, die sie für einen der Gesprächsteilnehmer empfindet.«

Seit Jahren ließ er Alnora - mit ihrem Einverständnis - überwachen, um bei dem geringsten Anzeichen einer Gefahr sofort eingreifen zu können.

Er war nicht beruhigt. Nach wie vor hatte er den Eindruck,

daß irgendetwas anders war als sonst.

»Ist jemand ins Haus eingedrungen?« fragte er.

»Niemand«, antwortete der Syntron.

»Wer ist alles im Haus? «

Der Syntron zählte die Namen der Bediensteten und der wissenschaftlichen Mitarbeiter auf. Alles schien in Ordnung zu sein.

Tadar Deponar ging ins Bad, um sich das Gesicht mit kaltem Wasser zu waschen. Als er danach in den Salon zurückkehrte, fühlte er sich etwas wohler. Er ging zur Bar und ließ sich ein leicht alkoholisches Getränk mixen.

»Und was bekomme ich?« fragte eine ihm allzu vertraute Stimme.

Er fuhr herum.

»Alnora! Du bist zurück?«

Die junge Frau trat lächelnd aus einem dunklen Winkel des Raumes hervor.

»Ich bin nicht Alnora, alter Junge«, sagte sie.

»Jemand ist ins Haus eingedrungen«, erklärte der Syntron mit schwankender Stimme. Es hörte sich an, als habe man einem Mann den Hals zugedrückt, so daß er kaum noch sprechen konnte.

»Wie wahr!« lachte die junge Frau, die Alnora so unglaublich ähnlich war.

»Wer bist du?« fragte Tadar Deponar.

»Das weißt du doch«, erwiderte sie, und ein böses Lächeln glitt über ihre Lippen.

»Saudra!«

»Du wußtest es von Anfang an. Und dir war auch klar, daß ich in dieses Haus kommen würde, obwohl du wirklich alles versucht hast, mich davon abzuhalten.«

»Was willst du?«

Sie zuckte mit den Achseln, ging zur Bar und nahm ihm das Glas aus den Händen. Sie nippte an der Flüssigkeit.

»Muß ich es dir wirklich sagen? Du weißt es doch längst!«

»Du willst mich töten!«

Sie nickte.

»Dich und Alnora.«

Sie reichte ihm das Glas, und er nahm es unwillkürlich entgegen. Doch dann ließ er es erschrocken fallen, denn Saudra fuhr ihm mit den Fingernägeln über den Handrücken und verletzte ihn dabei.

»Der Tod hat dich bereits erreicht«, behauptete sie. »Du hast das tödliche Gift im Blut. Es wirkt langsam. Mehr als eine Stunde wird noch vergehen, bis dein Leben erlischt. Dann wird Alnora hier sein. Sie wird bei dir sein, wenn es soweit ist, und du wirst mit eigenen Augen verfolgen können, wie ich deine geliebte Tochter töte!«

Sie lachte schrill.

»Du bist eine Verkörperung des Bösen«, sagte er leise. Er glaubte ihr aufs Wort, doch der nahe Tod beeindruckte ihn nicht. Angst machte ihm allein, daß Alnora in eine tödliche Falle laufen würde, und er dachte verzweifelt darüber nach, wie er es verhindern konnte.

»Es tut mir leid«, sagte sie und ging zur Bar, um ein neues Getränk für Deponar zu mixen. »Schade um den schönen Teppich. Hoffentlich leidet er nicht.«

Sie reichte dem Wissenschaftler das Glas, und er führte es an die Lippen, um zu trinken. Als er das Funkeln in ihren Augen bemerkte, war es zu spät.

»Das war's«, lächelte sie. »Der Kratzer an deiner Hand war harmlos, aber nun beginnt der Countdown. Er ist nicht mehr aufzuhalten.«

»Du Teufel!«

Sie lachte triumphierend.

»Weißt du eigentlich, wer dieses giftige Zeug für dich zubereitet hat?« fragte sie, wobei sie zu einem Sessel ging und sich setzte. Sie schlug ihre aufregend langen Beine übereinander.

»Du warst es!«

»Wirklich?« Es machte ihr eine diebische Freude, Zweifel in sein Herz zu säen, »Ich habe den Syntron überlistet. Er hat mich ins Haus gelassen, ohne Alarm zu schlagen. Aber konnte ich ihn auch dazu bringen, dir einen vergifteten Drink zu mixen? «

»Was willst du damit andeuten?«

»Hatte Alnora nicht viel bessere Möglichkeiten, so etwas zu tun? Sie hätte sich nicht einmal zu beeilen brauchen, während ich doch unter erheblichem Zeitdruck stand.« .

»Alnora würde so etwas niemals tun. Sie liebt mich!«

»Wirklich?« Ihr Lächeln vertiefte sich, während sie ihn nicht aus den Augen ließ. »Wir waren sieben Schwestern, und alle hatten das gleiche Erbgut. Es gab keine Unterschiede zwischen uns. Das weißt du doch selbst. Wäre es nicht unlogisch, wenn Alnora nicht so wäre wie ich? Wie oft hast du dir die Unterlagen deines Experiments angesehen? Sind dir niemals Zweifel gekommen?«

»Sei still!«

»Ich denke gar nicht daran.«

Tadar Deponar setzte sich.

»Ich brauche den Medotron«, sagte er. »Beeile dich.«

»Ich kann ihn dir nicht schicken«, antwortete der Haus-Syntron mit stockender Stimme. »Sie hat mich wie paralysiert.«

»Armer, alter Mann«, spottete Saudra. »Hast du wirklich geglaubt, daß ich dir eine Lücke lassen würde, durch die du mir

entkommen kannst?«

Sie trug die Kleidung Alnoras, und wenn sie nicht in dieser zynischen Weise mit ihm gesprochen hätte, wäre er unsicher geworden. Er glaubte darüber hinaus, sie durch das eigenartige Licht in ihren Augen und ihre Gestik von Alnora unterscheiden zu können.

Die junge Frau griff in eine Tasche ihrer Blusenjacke und holte ein Schmuckstück daraus hervor. Es war eine kleine, gefiederte Schlange aus blauem Edelstein. Sie legte es auf den Tisch.

»Ich habe nur eine Schlange dabei«, erklärte sie mit dem Ausdruck des Bedauerns. »Eigentlich hätte ich ja zwei benötigt, aber Alnora hat mir ins Handwerk gepfuscht, in dem sie dich vergiftet hat. Es wäre also nicht korrekt, wenn ich so eine Schlange neben deinen Leichnam legen würde. Außerdem habe ich nicht vor, mich mit fremden Federn zu schmücken.«

»Alnora hat mich nicht vergiftet«, sagte Tadar Deponar. Er wirkte ruhig und gelassen. »Ich weiß, daß meine Tochter so etwas niemals tun würde.«

Lautlos wie ein Schatten trat das absolute Ebenbild von Saudra ein.

»Alnora«, rief Tadar Deponar.

Seine Tochter blickte ihn nur kurz an und ließ Saudra dann nicht mehr aus den Augen.

»Ich helfe dir, Vater«, versprach sie. »Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

4.

Demun Targ verließ den Raum und ging zur Hauptleitzentrale, um einen Blick auf die Ortungsschirme zu werfen. Erleichtert stellte er fest, daß er noch genügend Zeit hatte, den syntronischen Film über das Leben der Deponar-Töchter zu Ende zu sehen. Ungeduldig kehrte er in den geheimen Raum zurück. Er wollte unbedingt erfahren, wer die Frau war, die er liebte, und was er von der anderen zu halten hatte, die mit ihr an Bord war.

Die Worte Saudras waren auch auf ihn nicht ohne Wirkung geblieben. Wenn die sieben Schwestern tatsächlich eine absolut identische Gen-Struktur hatten, mußte dann das Böse nicht in allen von ihnen schlummern? Mußte es dann nicht aus jeder von ihnen früher oder später hervorbrechen?

Er war sicher, daß es zu einem Kampf auf Leben und Tod zwischen den beiden Schwestern gekommen war. Doch - wer hatte ihn überlebt?

»Sei vorsichtig«, warnte Tadar Deponar. »Saudar ist tückisch und gemein. Sie hat tausend Tricks auf Lager.«

»Ich bin auf alles vorbereitet«, erwiderte Alnora. »Ich wußte, daß es zu einem Kampf mit ihr kommen, würde.«

»Ach, tatsächlich?« Saudra lächelte herablassend. »Woher

weißt du, daß ich kämpfen werde? Vielleicht ist es viel leichter für mich, dich auf andere und für mich weniger gefährliche Art zu töten.«

Es war ein Ablenkungsmanöver, und Alnora erkannte es. Deshalb wurde sie nicht überrascht, als Saudra urplötzlich einen Energiestrahler aus ihrer Bluse hervorzauberte. Sie stürzte sich auf ihre Schwester und schlug ihr die Waffe aus der Hand, bevor sie sie auslösen konnte.

Ein wilder Kampf begann, bei dem keine der beiden Frauen auf die andere Rücksicht nahm.

Beide kannten alle Tricks aus den geheimen Kampfschulen Akons. Beide setzten Hände, Ellenbogen, Knie und Füße ein, und beide waren so schnell, daß Tadar Deponar ihren Bewegungen kaum mit dem Auge folgen konnte.

Sie tobten durch den Raum, stürzten mehrfach, schnellten wieder hoch, warfen sich gegeneinander, fintierten und wichen aus und stürzten immer wieder über Möbelstücke und kostbare, nahezu unersetzbliche Vasen und Skulpturen, die dabei zu Bruch gingen.

Der Wissenschaftler versuchte zu Anfang, Alnora zu helfen, doch da beide die gleiche Kleidung trugen, konnte er schon nach wenigen Minuten mehr erkennen, welche von den beiden Frauen seine Tochter und welche Saudra war. Zudem fühlte er eine stetig wachsende Schwäche. Sie zeigte ihm an, daß er tatsächlich Gift im Körper hatte, und daß es immer stärker auf ihn einwirkte.

Er sank in die Polster eines Sessels zurück und dachte vergeblich darüber nach, was er tun konnte. Schließlich fiel sein Blick auf den Energiestrahler, den Alnora Saudra aus der Hand geschlagen hatte. Die Waffe lag kaum zwei Schritte von ihm entfernt auf dem Boden. Sie war klein und flach.

Er beugte sich nach vorn, rutschte aus dem Sessel und fiel auf die Knie. Nur mit Mühe hielt er sich aufrecht. Er streckte die Hand nach der Waffe aus, erreichte sie jedoch nicht, denn ein heftiger Schlag traf ihn an der Schulter und warf ihn zurück. Er stürzte auf den Boden.

Hilflos beobachtete er, wie eine der beiden Frauen sich auf die Waffe stürzte, sich herumwarf und blitzschnell schoß. Der Energiestrahl streifte das Gesicht der anderen, hielt sie jedoch nicht von ihrem Angriff ab.

Bevor ihre Gegnerin ein zweites Mal schießen konnte, schlug sie ihr den Fuß gegen den Kopf, setzte nach und tötete sie mit einem weiteren Hieb gegen den Nacken,

Tadar Deponar blickte sie entsetzt an, als sie erschöpft auf den Boden fiel und ihr Gesicht in den Armen verbarg.

Wer war sie? , Seine Tochter Alnora? Mühsam richtete er sich auf und kroch zu ihr hin. Er griff nach der Waffe, die der Toten entfallen war, und steckte sie in die Tasche. Dann legte

er den Überlebenden die Hand auf den Arm.

»Alnora?« fragte er leise.

Sie ließ den Arm sinken und zeigte ihm ihr Gesicht, das zur Hälfte verbrannt und auf schreckliche Weise entstellt war, . . .

»Ja«, flüsterte sie. »Ich bin es. Ja, ich bin Alnora!«

Verzweifelt blickte er zu der Toten hinüber. Er wußte nicht, was er glauben sollte.

»Du brauchst einen Medotron«, sagte er.

»Du auch«, antwortete sie. »Beeile dich. Ich möchte nicht, daß du stirbst.«

Der Haussyntron reagierte nicht auf seinen Hilferuf, doch Deponar wußte sich zu helfen. Er feuerte den Energiestrahler gegen eines der Fenster ab, zersprengte es damit und löste einen Alarm aus.

Kaum dreißig Sekunden später waren mehrere Leibwächter bei ihm und der Verletzten, und Minuten darauf traf ein spezieller Medotron-Grav ein. Er war mit allen nötigen Geräten und Medikamenten für Notfälle ausgerüstet und brachte Deponar und seine verletzte Tochter in ein nahes Behandlungszentrum.

Dreißig Stunden darauf betrat die junge Frau, die den Kampf überlebt hatte, das Krankenzimmer des Wissenschaftlers.

Deponar lag erschöpft in seinem Bett. Er wußte mittlerweile, daß die Hilfe zu spät gekommen war. Das Gift hatte verheerende Schäden in seinem Körper angerichtet und buchstäblich jede Zelle erreicht. Unter den gegebenen Umständen konnte selbst die hochentwickelte Technik der Ara-Mediziner nicht mehr helfen. Sie konnte das Ende lediglich noch etwas hinauszögern.

Der Kopf der Besucherin war vollkommen unter Verbandsmaterial verborgen. Nur der Mund und die Augen waren frei geblieben.

»Es tut mir so leid, Vater«, sagte sie, als sie sich zu ihm ans Bett setzte.

»Einmal kommt für jeden von uns das Ende«, erwiederte er und griff tröstend nach ihrer Hand.

»Es mußte nicht auf diese Weise sein.«

Er lächelte müde.

»Wir können es uns nicht aussuchen.«

»Ich weiß nicht, wie es geschehen konnte«, gestand sie.

»Meine Leute haben mir gesagt, daß sie das ganze Haus und den Park mit allen seinen Einrichtungen untersucht haben. Sie konnten nicht klären, wie Saudra ins Haus kommen und alle Alarmeinrichtungen überwinden konnte. Sie muß über uns noch vollkommen unbekannte Mittel verfügt haben, mit denen sie den Haussyntron und alle Peripheriegeräte aufs Kreuz gelegt hat.«

»Früher oder später wirst du es herausfinden«, versuchte er,

ihr Mut zu machen. »Laß uns jetzt nicht davon reden. Mir ist eine andere Frage wichtiger.«

Er hatte Mühe zu sprechen und mußte immer wieder Pausen einlegen, um seine Sätze zu vollenden. Einige Male mußte er seine Worte wiederholen, weil er zu leise oder zu undeutlich gesprochen hatte, so daß sie ihn nicht verstehen konnte.

»Was ist dir wichtig, Vater?«

»Als ich allein mit Saudra war, hat sie behauptet, daß nicht sie mich vergiftet hat, sondern du.«

Seine Besucherin richtete sich ruckartig auf.

»Das ist eine Lüge!«

»Wirklich?«

»Ich schwöre es dir bei allem, was mir heilig ist, Vater.« Sie legte die Hände zum Schwur aneinander. »Ich habe dich nicht vergiftet. Ich habe nie etwas unternommen, was dir schaden könnte. Ich liebe dich!«

»Ich danke dir.«

Erschöpft schloß er die Augen, und es dauerte lange, bis er die nächste Frage stellte.

»Wer bist du?«

»Alnora!«

»Ich fühle, daß du es wirklich bist«, flüsterte er. »Aber kannst du es beweisen?«

Sie zögerte keine Sekunde. Sie erhob sich und streifte ihre Hose herunter. Dann zeigte sie auf ihren Oberschenkel, auf dem sich eine kleine, weiße Narbe abzeichnete. Sie war leicht gezackt.

»Weißt du, was das ist?«

»Natürlich, Alnora.« Tadar Deponar lächelte erleichtert. Eine ungeheure Last war von ihm gewichen. »Saudra hat dich verletzt, als du noch ein Kind warst und an einem sportlichen Wettbewerb teilgenommen hast.«

»Sie hat mir ein Schmuckstück in Form einer blauen Schlange ins Bein geschossen.«

Der letzte Zweifel war gewichen. Jetzt wußte Deponar, daß seine geliebte Alnora überlebt hatte.

»Ich werde ein Transplantat erhalten, das mein Gesicht vollkommen verändern wird«, erklärte sie. »Danach werde ich keine Ähnlichkeit mehr mit der Mörderin haben.«

Er griff nach ihrer Hand.

»Ich sterbe«, flüsterte er. »Deshalb wird es Zeit, dir die Wahrheit über dich und deine Herkunft zu sagen.«

Jetzt endlich berichtete er ihr, was geschehen war, und sie hörte ruhig zu. Einige Male nickte sie gelassen und bemerkte, sie habe sich so etwas Ähnliches bereits gedacht.

»Es gibt nur noch eine Klonschwester von dir«, schloß er.

»Sie heißt Henna Zaphis, und ich will, daß sie lebt.«

»Ich verspreche dir, sie zu beschützen«, erwiederte sie. »Ich

werde über sie wachen und mich ihr vielleicht eines Tages zu erkennen geben. Bis dahin werde ich die Blaue Legion weiter aufbauen und ausweiten. Sie wird im Dienste unseres Volkes arbeiten und sich gegen unsere Feinde wenden.«

Der Sterbende blickte Alnora an, und er erfaßte, daß sie ihrer Schwester Saudra gar nicht einmal so unähnlich war. Im Gegensatz zu ihr verstand sie es jedoch, ihre Aggressionen zu beherrschen und in die von ihr gewünschten Bahnen zu lenken. Sie hatte sie beim Sport abgebaut, wenn dies nötig war, und sie würde sie nun zum Wohl ihres Volkes einsetzen.

Tadar Deponar fragte sich, wie sich Henna entwickelt hatte. War sie Herrin ihrer Aggressionen? Schlummerte das Böse auch in ihr? Vermochte sie, es zu unterdrücken, oder ließ sie ihm unkontrolliert freie Bahn, so wie Saudra es getan hatte? Er würde es nie mehr erfahren.

»Du wirst mir fehlen, Vater«, sagte sie leise, als er die Augen schloß, um sie nicht wieder zu öffnen.

Gendal Jumphar, der in den vergangenen Tagen nicht im Akon-System gewesen war, kam zu spät in die Klinik. Als er eintraf, war der Freund schon tot.

Einige Tage später konnte Alnora die Klinik bereits verlassen, um an der Bestattung von Tadar Deponar teilzunehmen. Sie sah nun vollkommen verändert aus. Das Transplantat nahm ihr jegliche Ähnlichkeit mit ihrer Schwester Henna. Ihr Teint war etwas heller als die samtbraune Haut ihres Körpers. Ihr Gesicht wirkte hart, und die kleinen, braunen Augen waren leicht geschlitzt. Sie wollten nicht so recht zu ihr und ihrer Persönlichkeit passen.

Einen Tag nach der Bestattung ihres Vaters kam Gendal Jumphar zu ihr. Er besuchte sie in dem Haus, in dem sie Saudra besiegt hatte.

»Wir müssen über deine Zukunft reden«, eröffnete er das Gespräch. »Ich habe bereits die Weichen gestellt. Du wirst in die Politik gehen, so wie dein Vater es wollte. Da du aus einer angesehenen Familie stammst und über den nötigen finanziellen Rückhalt verfügst, wirst du es nicht schwer haben, Rätin zu werden.«

Sie blickte ihn belustigt an.

»Und ich werde gar nicht gefragt?«

»Nein«, erwiderte er selbstherrlich. Durch die herabhängenden Strähnen seines schwarzen Haars blickte er sie durchdringend an. »In diesem Fall nicht. Dein Volk braucht dich, und du wirst dich ihm nicht verweigern. In der Rolle einer Rätin wird es dir gelingen, die Organisation >Blaue Legion< so auszubauen, wie es notwendig ist, damit sie zu einem schlagkräftigen Instrument gegen die Feinde unseres großen Volkes wird.«

Ein dämonisches Lächeln glitt über seine Lippen.

»Du wunderst dich? Ich bin über alles informiert. Du hast einen Fehler gemacht.«

»Welchen?«

»Du hast zu viele Mitwisser. Ich verstehe das. Wenn man eine solche Organisation aufbaut, läßt sich das kaum vermeiden.« Das Feuer in seinen Augen schien aufzulodern.

»Doch Fehler kann man korrigieren. An der Spitze einer Organisation wie der Blauen Legion muß jemand stehen, den nur eine handverlesene Gruppe von wirklich zuverlässigen Mitarbeitern kennt. Für alle anderen Mitglieder muß er anonym bleiben. Deshalb gibt es nur einen Weg, die Organisation abzusichern, und du mußt ihn gehen, oder die Blaue Legion wird niemals den Erfolg haben, den sie haben könnte.«

»Welchen Weg?«

»Du weißt, was ich meine.«

»Ich soll meine Mitwisser töten!«

»Ich habe bereits eine Liste derer aufgestellt, die in Frage kommen«, erwiederte Gendal Jumphar. »Es muß sein. Sie werden das nötige Opfer für ihr Volk erbringen.«

Er reichte ihr eine Liste mit Namen, und sie erbleichte.

»Es sind gute Freunde dabei.«

»Freunde? Sie sind unzuverlässig.«

Er reichte ihr eine Akte. Sie blätterte sie flüchtig durch und erfuhr in wenigen Sekunden mehr über ihre Freunde als in all den Jahren zuvor.

Er griff nach ihrer Hand.

»Ist die Liste vollständig, oder fällt dir noch jemand ein, der den Erfolg der Blauen Legion gefährden könnte?«

Zwei weitere Namen drängten sich ihr auf, und bevor sie recht wußte, was sie tat, kamen sie ihr über die Lippen.

»Ich übernehme es für dich«, versprach ihr Gendal Jumphar.

»Meine Organisation wird diese Personen verschwinden lassen. Danach wird es nur noch zwei oder drei Eingeweihte geben, die wissen, daß du die > Blaue Schlange < bist.«

Er erhob sich und verließ den Raum.

Alnora erhob keinen Einspruch.

Noch nicht einmal zwanzig Stunden vergingen, dann hatte Gendal Jumphar die unliebsamen Mitwisser beseitigt; Einige verunglückten, einer schien Selbstmord begangen zu haben, ein anderer wurde Opfer eines Verbrechens, das einem Galaktiker angelastet wurde, und zwei weitere schienen eines natürlichen Todes gestorben zu sein. Eine besondere Untersuchung in diesen Fällen gab es nicht.

Danach wußten nur noch Gendal Jumphar, zwei enge Freunde und Alnora selbst, wer an der Spitze der Organisation stand.

Demun Targ erschauderte. Er spürte, wie ihn das Grauen kalt überlief, und zunächst zweifelte er am Wahrheitsgehalt des syntronischen Filmst. Bis zum Tode ihres Vaters hatte Alnora

sich in keinem Fall bösartig verhalten oder sonst ein Verhalten gezeigt, das in irgendeiner Weise aus dem Rahmen fiel. Sie hätte den Tod ihrer Mitarbeiter verhindern müssen.

Jetzt wußte er, daß sie die Blaue Schlange, und das Gendal Jumphar ihr gefährlicher Mitspieler war.

Eine innere Stimme warnte ihn davor, noch länger in dem verbotenen Raum zu bleiben. Sie schrie förmlich in ihm und drängte ihn, so schnell wie möglich in seine Kabine zurückzukehren, ja besser noch, das Raumschiff mit einer Rettungskapsel zu verlassen und auf irgendeinem der Planeten des Solsystems oder in einem der Wachforts Schutz zu suchen. Er wußte jetzt, daß die Blaue Schlange auf nichts Rücksicht nahm, wenn es darum ging, ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Doch er zögerte.

Er wollte noch mehr über die Geheimorganisation wissen, und er glaubte, noch ein wenig Zeit zu haben.

Noch war alles ruhig an Bord der MAGENTA. Doch wie lange noch ?

Mehrere Fragen beschäftigten ihn, und er wollte sich nicht zurückziehen, bevor er eine Antwort auf sie erhalten hatte.

Wer hatte den Kampf gewonnen?

War es wirklich Alnora, die als Siegerin daraus hervorgegangen war? Hätte Saudra sich nicht sehr leicht eine Narbe am Schenkel beibringen können, wie sie Alnora gehabt hatte, um dann in deren Rolle zu schlüpfen?

Wer war tatsächlich am Tode von Tadar Deponar schuld?

Hatte Saudra ihm das Gift verabreicht, oder war es doch Alnora gewesen, bei der das Böse zum Durchbruch gekommen war, und die sich möglicherweise aus der Abhängigkeit von ihm befreien wollte, um dann von niemandem behindert ihren Weg mit der Blauen Legion gehen zu können?

Welche Rolle spielte Gendal Jumphar?

Wußte er mehr? Wußte er, wer wirklich den Kampf der beiden Schwestern überlebt hatte? Welche Pläne verfolgte er? Stellte er sich selbstlos in den Dienst von Alnora und ihrer Blauen Legion, oder benutzte er sie nur, um 'mit ihrer Hilfe einige Ziele zu erreichen?

Es gab noch zu viele Fragen. Der junge Akone wollte nicht von Bord gehen, bevor er wenigstens einige Antworten gefunden hatte.

Alnora hielt den Schwur, den sie ihrem sterbenden Vater gegeben hatte.

Henna hatte es plötzlich viel leichter auf ihrem beruflichen Werdegang. Überall öffneten sich auf geheimnisvolle Weise Türen, die ihr vorher verschlossen gewesen waren, und im Jahre 1185, als Henna 33 Jahre alt als Projektleiterin in ein angesehenes wissenschaftliches Institut Akons berufen wurde. Sie war damit direkt dem Regierenden Rat unterstellt. Der

aussichtsreichste Gegenkandidat zog sich nur Stunden vor der Wahl überraschend zurück und verzichtete auf das Amt, das er über lange Jahre hinweg voller Ehrgeiz angestrebt hatte.

»Ich verstehe dich nicht«, sagte

Henna einige Tage darauf zu ihm, als sie ihm begegnete.

»Wieso bist du nicht angetreten? Ich bin sicher, daß du die Wahl an meiner Stelle gewonnen hättest.«

Er wich ihren Blicken aus.

»Manchmal geht man eben seltsame Wege«, erwiderte er, und sie meinte eine gewisse Verachtung aus seinen Worten herauszuhören.

»Was hast du vor?« fragte sie.

»Was ich schon lange hätte tun sollen. Ich werde als Anwalt für die Wirtschaft arbeiten.« Damit wandte er sich ab und ließ sie stehen. Henna blickte ihm verwundert nach. Sie begriff nicht, warum er sich so eigenartig verhielt. Sie hatte nichts getan, um ihren Konkurrenten zu behindern.

Wie hätte sie auch ahnen sollen, daß seine Kinder vorübergehen verschwunden gewesen waren, und man ihm angedroht hatte, daß sie nie mehr auftauchen würden, wenn er seine politische Karriere nicht aufgab?

Henna Zaphis wußte nicht, daß es jemanden im Verborgenen gab, der immer wieder mal eingriff, wenn es für sie galt, gewisse Hürden zu überwinden.

Das änderte sich, als sie im Rahmen eines

Naturschutzprogramms auf dem Planeten Kjatkja war, und einen der dortigen Naturschutzparks besuchte. In einem offenen, bodengebundenen Antigravleiter schwebte sie durch eine Schneise mitten in einem Dschungel, begleitet von einem Ranger der Naturschutzbehörde. Sie fühlte sich absolut sicher. Staunend beobachtete sie die artenreiche Tierwelt, immer wieder von dem Ranger auf andere Tiere hingewiesen, die weitgehend versteckt im Dickicht lebten.

Nachdem große Teile der Natur von akonischen Siedlern vernichtet worden war, hatte Akon sich zu einem

Wiederaufbau- und Schutzprogramm entschlossen, da man zu der Einsicht gekommen war, daß auch die Akonen nur in einem ökologischen System existieren konnten, das sich im Gleichgewicht befand. Henna Zaphis, die unter anderem für die Genehmigung von finanziellen Mitteln zuständig war, wollte sich vor Ort über die Probleme informieren, wohl wissend, daß etwa die Hälfte der Kolonisten nicht mit dem Programm einverstanden war und sich durch nichts einschränken lassen wollte.

Als plötzlich und völlig überraschend eine gefleckte Raubkatze aus dem undurchdringlich erscheinenden Dickicht hervorkam und die Schneise überqueren wollte, erschrak der Ranger derart heftig, daß er den Schweber gegen einen

Baumstumpf lenkte. Henna reagierte zu spät. Sie verlor den Halt beim Aufprall und flog im hohen Bogen aus der Maschine. Schreiend rollte sie der wütend fauchenden Raubkatze direkt vor die Füße.

Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte sie, daß der offenbar in Panik geratene Ranger den Schweber herumzog, wendete und mit der Maschine flüchtete.

Abwehrend streckte Henna die Arme aus, überzeugt, von der Raumkatze angegriffen zu werden.

Etwas Seltsames geschah.

Sie fühlte namenlose Angst in sich aufkommen und wurde nur noch von dem einzigen Gedanken erfüllt zu fliehen. Sie sprang auf und rannte, ohne nachzudenken, hinter dem Schweber her, kam jedoch schon nach einigen wenigen Schritten zu sich. Sie begriff, daß sie einen Fehler machte. Wenn sie von der Raubkatze weg lief, mußte sie bei dieser den Jagdinstinkt auslösen und einen Angriff provozieren.

Sie blieb stehen und blickte sich um.

Etwa dreißig Meter von ihr entfernt flüchtete das Raubtier ins Unterholz.

Unwillkürlich griff sie sich an den Kopf. Ihr war klar, daß ihr Leben an einem seidenen Faden gehangen hatte.

Sie fuhr herum und blickte zu dem Schweber hinüber, der mittlerweile weit von ihr entfernt war und seine Geschwindigkeit nicht verringerte. Da bemerkte sie eine Frauengestalt, die schattengleich zwischen einigen Büschen verschwand. Sie war etwa hundert Meter von ihr entfernt.

»Warte«, rief Henna und rannte zu der Stelle hin, an der sie gestanden hatte. »Ich will mit dir reden.«

Sie fand ein paar abgebrochene Zweige und Fußspuren im weichen Waldboden, die Frau aber ließ sich nicht mehr sehen. Nachdenklich blieb Henna stehen, und dann allmählich erfaßte sie, was geschehen war.

»Der Ranger hat den Gleiter absichtlich gegen das Hindernis gelenkt«, berichtete sie einer Vertrauten, nachdem andere Ranger sie aus dem Dschungel geborgen hatten. »Er wußte, daß an dieser Stelle oft Raubkatzen auftauchen. Es war ein Anschlag auf mich. Aber da war jemand, der mich beschattet hat. Offenbar mit einem Psychostrahler hat er sowohl die Katze als auch mich in Panik versetzt und damit bei uns beiden die Flucht ausgelöst. Ich hatte einen Schutzengel.«

In der Folgezeit versuchte sie herauszufinden, wer der Schutzengel gewesen war, und wer für seinen Einsatz verantwortlich war. Es gelang ihr nicht.

Von nun an war sie wachsamer als sonst. Sie achtete darauf, ob ihr jemand folgte, bemerkte jedoch trotz größter Anstrengungen nichts. Schließlich beauftragte sie gar einen privaten Detektiv, doch in seinem abschließenden Bericht teilte

er ihr nur lapidar mit, daß ihre Vermutung unbegründet war. Henna glaubte ihm nicht, und sie schaltete den staatlichen Abwehrdienst ein, wobei sie den Verdacht äußerte, sie werde von Agenten der Kosmischen Hanse oder des Galaktikums beschattet.

Sie fühlte sich unbehaglich. Der unbekannte »Schutzengel« hatte ihr das Leben gerettet, dennoch gefiel ihr nicht, daß sie einen »Schatten« hatte, den sie nicht abschütteln konnte.

»Meine Freiheit wird eingeschränkt«, erklärte sie den Abwehrorganen. »Deshalb verlange ich Aufklärung.« Zwei Wochen später erhielt sie einen erneuten Beweis dafür, daß sie einen »Schutzengel« hatte.

Sie hatte sich als wissenschaftliche Beigeordnete allzu sehr für einen Gesetzesentwurf engagiert, bei dem es um finanzielle Aufwendungen des Staats Akon für den noch in der Erprobung befindlichen sogenannten XD-Transponder ging. Nachdem der Entwurf das Parlament mit knapper Mehrheit passiert hatte, sollte es vom Rat abgezeichnet werden. Doch dafür war keine Mehrheit zu bekommen. Henna Zaphis, die bei den Sitzungen anwesend war, hatte einige Räte gegen sich, die sich leidenschaftlich gegen das Projekt XD-Transponder stemmten. Ihr wichtigstes Argument war, daß das Galaktikum nicht tatenlos zusehen würde, wenn Akon ein solches Projekt verwirklichte. Sie befürchteten unabsehbare Konsequenzen zum Nachteil von Akon.

»Die Folge wird sein, daß das Galaktikum mit den Terranern an der Spitze uns den XD-Transponder aus den Händen reißen wird. Ein Mann wie Perry Rhodan wird sofort die Bedeutung dieses Projekts erkennen und alles dafür tun, es sich anzueignen«, rief ihr einer der Räte zu, ein alter, asketischer Mann von nahezu unerträglicher Arroganz. »Und wenn das Galaktikum den XD-Transponder erst einmal hat, dann müssen wir damit rechnen, daß jederzeit Abordnungen oder gar militärische Einsatzkommandos mitten im Blauen System erscheinen. Wir selbst würden ihnen Tür und Tor zu unserem intimsten Bereich öffnen, wenn wir das Projekt verwirklichen.« Er formulierte, was die überwiegende Zahl der Räte dachte. Dagegen richtete Henna Zaphis nichts aus. Ihr Einsatz für das Projekt war vergeblich. Es war abzusehen, daß sie scheitern mußte.

Das sagte ihr auch Alnora Deponar, die erst wenige Tage vor dieser Abstimmung zur Rätin ernannt worden war, und die Henna Zaphis erst kurz vor der Abstimmung kennengelernte. »Ich würde mir jedoch keine Sorgen machen«, empfahl ihr die Frau mit den leicht geschlitzten Augen. Sie war Henna Zaphis sympathisch, und sie fühlte sich zu ihr hingezogen, obwohl sie sie kaum kannte. »Es sieht nicht so aus, als könnte die Opposition genügend Räte für die Abstimmung

heranschaffen. Du scheinst einen Schutzengel zu haben.« Eine eigenartige Bemerkung, die Henna Zaphis noch lange beschäftigte.

Wenn der Rat vollständig erschien, verfügte die Opposition über eine Mehrheit von zwei Stimmen. Sollten ausgerechnet bei einer so wichtigen Abstimmung einige Räte fehlen?

Henna Zaphis konnte es sich nicht vorstellen. Und doch war es so. Als es zur Abstimmung kam, blieben die Sitze von drei Räten der Opposition leer, und ihre Förderer gewannen. Damit war der Weg frei für den XD-Trans-ponder.

Später erfuhr Henna Zaphis, was die drei Räte daran gehindert hatte, an der Sitzung teilzunehmen. Einer war von einer unerklärlichen Übelkeit befallen worden, der zweite hatte einen kleinen Unfall gehabt und mußte ärztlich behandelt werden, und der dritte war in einen Antigravgleiter gestiegen, dessen Syntronik sich selbstständig gemacht und ihn auf eine Insel entführt hatte, die einige tausend Kilometer von der Hauptstadt entfernt war. Erst dort hatte er die Syntronik wieder unter Kontrolle bringen können.

»Es ist wahr«, sagte Henna Zaphis zu Alnora Deponar, ohne zu ahnen, daß sie ihre Schwester vor sich hatte. »Ich habe einen Schutzengel.«

5.

Das genügt! ermahnte ihn eine innere Stimme. Du weißt jetzt, wie die beiden Schwestern zusammengekommen sind.

Demun Targ war wie im Fieber. Er saß vor dem Monitor und konnte sich nicht von ihm lösen. Er wußte, weshalb Alnora Henna dazu veranlaßt hatte, mit ihr ins Solsystem zu Siegen. Sie glaubt, die Wahrheit erkannt zu haben, dachte er. Und nun geht sie konsequent ihren Weg!

»Ich habe mich entschlossen, meine Arbeit als Rätin einzuschränken«, verkündete Alnora Deponar, als Gendal Jumphar sie in ihrem Haus besuchte.

Der selbstherrliche Akone blickte sie überrascht an. Sie trug ein farbenprächtiges Gewand, das ihre Figur lose umgab und ihr von den Schultern bis zu den zierlichen Füßen reichte.

Das Jahr 1190 NGZ war erst wenige Tage alt, und die junge Frau war vor nur wenigen Wochen in ihrem Amt bestätigt worden. Bisher hatte er keinerlei Anzeichen von Amtsmüdigkeit bei ihr bemerkt.

»Was veranlaßt dich dazu?« fragte er, während er sich in einen der gepolsterten Sessel sinken ließ. Er strich sich die Haare aus dem Gesicht, um sie besser sehen zu können. »Du hast gute Arbeit geleistet. Deine Kritiker sind verstummt, und selbst deine schärfsten Feinde geben zu, daß es dir gelungen ist, eine enge Zusammenarbeit auf wissenschaftlichem und technischem Gebiet mit den Völkern der Springer und der Blues herbeizuführen. Du genießt höchstes Ansehen. Warum

willst du alles opfern? Steckt ein Mann dahinter?«

»Unsinn!« fauchte sie, während sie Getränke für ihren Gast und sich selbst auf den Tisch stellte. »Als Blaue Schlange kann ich mehr für mein Volk tun, als mir allein als Rätin möglich ist. Ich werde mein Amt behalten, aber weitaus weniger dafür tun als bisher.«

»Das gibt dir mehr Spielraum für die Blaue Legion.«

»Ich brauche die Freiheit, um wirkungsvoller gegen unsere Feinde, die Galaktiker, kämpfen zu können.« Sie nippte an ihrem Glas.

In den Augen Gendal Jumphars leuchtete es auf, und ein geradezu dämonisches Lächeln glitt über seine Lippen.

»Du hast recht. Endlich hast du die Entscheidung getroffen, auf die ich schon lange gewartet habe. Es wird Zeit, daß wir verstärkt in die Offensive gehen. Nur so können wir Akon zu seiner alten Größe führen und zu der galaktischen Macht wachsen lassen, die ihm zukommt.«

Er war nach wie vor der einzige, dem sie wirklich vertraute.

Sie berichtete ihm, daß sie die Blaue Legion, wie sie ihre Organisation nannte, mittlerweile stark ausgebaut hatte.

»Wir haben Agenten und Spitzel bei allen wichtigen galaktischen Völkern und im Galaktikum«, eröffnete sie ihm, wobei sie sich nicht die Mühe machte, Triumphgefühle vor ihm zu verbergen, denn selbst er wußte nicht, wie sehr sie die Macht ihrer Organisation ausgeweitet hatte. »Auch auf Terra haben wir Agenten. Sie sind bis in die Nähe der Schaltstellen der Macht gekommen. Ich bin genau über die Bewegungen der wichtigsten Persönlichkeiten unserer Feinde informiert. Ich weiß, was sie denken, und wie sie entscheiden.«

Gendal Jumphar trank sein Glas aus. Er stand auf und ging einige Schritte im Raum auf und ab, wobei er sie nicht aus den Augen ließ.

»Gute Arbeit«, lobte er sie. »Was glaubst du, wie lange es noch dauern wird, bis wir die Macht der Arkoniden gebrochen haben und ihre Rolle in der Galaxis übernehmen können? «

»In wenigen Jahren ist es soweit«, erwiederte Alnora. »Darauf will ich mich konzentrieren. Die Dinge sind in Bewegung geraten. Die Entwicklung des XD-Transponders ist fast abgeschlossen. Erste Tests haben bewiesen, daß er unsere hochgesteckten Erwartungen erfüllt. Damit können wir endlich wieder an die Transmittertradition anknüpfen, die Akon einst groß und zu einer galaxisweit respektierten Macht gemacht hat.«

»Leider müssen wir bei der Erprobung des XD-Transponders sehr vorsichtig sein, damit die unvermeidlichen Raumerschütterungen das Galaktikum nicht auf uns aufmerksam machen«, bemerkte er.

»Ich habe veranlaßt, daß einer der ersten XD-Transponder in

das Raumschiff von Henna Zaphis eingebaut wird«, eröffnete sie ihm.

»Was für ein raffinierter Schachzug!«

»Nicht wahr?« Sie lächelte stolz. »Kein Arkonide, und niemand aus dem Galaktikum wird es wagen, das Raumschiff einer angesehenen Wissenschaftlerin zu betreten, wenn er nicht zuvor dazu eingeladen wurde. Somit können wir den XDTransponder irgendwo in der Galaxis erproben, ohne unliebsame Überraschungen fürchten zu müssen. Kommt uns dennoch jemand in die Quere, können wir politische Komplikationen androhen, die das gesamte Galaktikum in äußerste Schwierigkeiten bringen würden.«

Mit einer Geste forderte sie ihn auf, wieder Platz zu nehmen.

»Die Blaue Legion wird flankierende Maßnahmen ergreifen, um den XD-Transponder abzusichern. Deshalb werde ich dabeisein, denn nichts ist für Akon zur Zeit wichtiger als der XD-Transponder!«

»Da kann ich dir nicht widersprechen.«

Sie schenkte erneut ein.

»Wir sind uns einig darin, daß wir Akonen das herausragende Volk in der Galaxis sind?«

»Selbstverständlich!« Die Art, wie er antwortete, hätte nicht überzeugender sein können. Für Gendal Jumphar war Grundlage seiner Persönlichkeit, daß sein Volk eine Elite darstellte. »Wir haben ein Tal durchschritten, sind aber nun wieder auf dem Weg nach oben, und niemand wird uns dabei aufhalten.«

In seinen Augen flammte Haß auf.

»Am allerwenigsten die Arkoniden oder die Terraner«

»Du hast recht. Wir streben nach oben, und wir werden die Spitze erreichen. Dabei werden meine Schwester Henna und ich eine besondere Rolle spielen. Für mich ist der Weg klar vorgezeichnet.« Alnora ballte die Hände zu Fäusten, um zu demonstrieren, daß sie mit aller Macht für ihr Ziel kämpfen wollte. »Henna und ich können Großartiges für unser Volk erreichen, denn wir sind mehr als alle anderen Akonen. Ich danke Tadar Deponar, daß er uns geschaffen hat. Wir sind zu Großem geboren.«

»Du willst mit deiner Schwester teilen?« Gendal Jumphar schien daran zu zweifeln, daß sie dazu fähig war.

»Nicht teilen!« Sie schüttelte energisch den Kopf. »Wir können nur gemeinsam etwas erreichen. Deshalb gibt es nichts zu teilen. Keine von uns beiden käme alleine ans Ziel. Das ist mir bewußt, und Henna wird es eines Tages auch begreifen, wenn ich ihr gesagt habe, daß sie meine Schwester ist.«

In den folgenden Jahren verfolgte Alnora ihr Ziel mit eisernem Willen. Überaus geschickt setzte sie die Macht der Blauen Legion ein. Sie förderte und beschützte Henna Zaphis,

wo immer das möglich und nötig war, und sie sorgte dafür, daß - verborgen vor der Öffentlichkeit des Galaktikums - die Verbindungen zu den Springern und zu den Blues immer besser wurden. Ihrer Hilfe war es zu verdanken, daß die wissenschaftliche und technische Zusammenarbeit mit diesen beiden Völkern eine Intensität erreichte, die weit über das hinausging, was führende Politiker der Akonen für möglich gehalten hatten,

Im Jahre 1196 brach die MAGENTA mit Henna Zaphis, Gendal Jumphai, Alnora Deponar und einer Reihe hochqualifizierter Wissenschaftler zum erstenmal auf, um eine Reihe von Experimenten im Raum durchzuführen. Sie alle verliefen - von einigen kleinen Pannen abgesehen - zur höchsten Zufriedenheit der Beteiligten und ermöglichten entscheidende Weiterentwicklungen.

In dieser Zeit gelang es der Blauen Legion unter der Führung von Alnora, eine Reihe von Agenten des Galaktikums und der Kosmischen Hanse auffliegen zu lassen und das Projekt »XDTransponder « so abzusichern, daß keinerlei Informationen nach außen durchsickerten. Für jeden Agenten einer nichtakonischen Macht war es zu einem geradezu selbstmörderischen Unternehmen geworden, sich in die Nähe des XD-Transponders zu wagen.

Im Oktober 1200 NGZ, waren die Experimente mit dem neuen Gerät weitgehend abgeschlossen.

Die MAGENTA brach auf, um ins Solsystem zu fliegen. An Bord befanden sich nicht nur Henna Zaphis, sondern auch Alnora Deponar und Gendal Jumphar. Henna Wurde offiziell als Kommandantin des Raumschiffs geführt, doch der wahre Kommandant war der selbstherrliche Jumphar.

Soweit war Demun Targ mit dem Studium des syntronischen Films gekommen, und er erkannte, daß er weitere Informationen nun nicht mehr gewinnen konnte.

Er blickte auf das Chronometer an seinem Handgelenk, und er erschrak.

Er hatte viel mehr Zeit in dem geheimen Raum verbracht, als er gewollt hatte.

Hastig schaltete er die Geräte aus und beseitigte alle Spuren, die er hinterlassen hatte. Dann verließ er den Raum.

Bisher war er relativ ruhig gewesen, wenngleich er sich des Risikos bewußt gewesen war. Der Hinweis auf das Ende von angeblich allen Agenten der Kosmischen Hanse und des Galaktikums aber hatte ihm bewußt gemacht, daß er leichtsinnig geworden und über das Ziel hinausgeschossen war. Er hatte versäumt, sich davon zu überzeugen, daß die Besatzung der MAGENTA noch schliefe.

In der Zentrale warf er einen kurzen Blick auf die Ortungsschirme. Er stellte fest, daß sie nicht die einzigen

waren, die sich die Kunstwelt Wanderer zum Ziel gesetzt hatten. Auf der Höhe der Bahn des zerstörten Pluto hatten sich bereits eine Reihe von Raumschiffen von nahezu allen Völkern des Galaktikums eingefunden.

Allzu viele waren dem Aufruf von Ernst Ellert gefolgt. Und nicht nur Terraner strebten nach der Unsterblichkeit.

Doch - wer waren die beiden »Spiegelgeborenen« wirklich, von denen Ernst Ellert gesprochen hatte?

Kastha Gorej betrat die Kabine ihres Sohnes. Sie trat an das Bett heran, in dem das Kind schlief, und weckte es behutsam auf.

»Wir sind da, Asha«, sagte sie ernst und in schon beinahe feierlichem Ton. »Du mußt aufstehen.«

Der Junge gähnte und reckte sich in seinem Bett. Unwillig richtete er sich auf, um auf der Bettkante sitzen zu bleiben.

»Aber nicht duschen!« forderte er.

»Du kannst ES doch nicht ungewaschen gegenüberstehen«, erwiderte sie erschrocken.

Er rieb sich die Augen.

»Ich glaube, ES ist es völlig egal. Außerdem habe ich erst gestern geduscht. Zähneputzen ist okay, aber mehr nicht.«

»Wenigstens mit kaltem Wasser waschen.«

»Aber nur das Gesicht!«

»Bitte, Asha, sei doch vernünftig!« flehte seine Mutter.

»Außerdem mußt du dich beeilen. Es kann jeden Moment losgehen. Wir sind ganz dicht bei Wanderer.«

Der Junge ging in die Hygienekabine, putzte sich die Zähne und spritzte sich ein paar Wassertropfen ins Gesicht.

»Eigentlich ist es mir ganz egal, ob ich unsterblich werde oder nicht«, verkündete er, als er danach zurückkehrte, um sich anzuziehen.

Seine Mutter blickte ihn schockiert an.

»Asha, du weißt nicht, was du da sagst! So etwas darfst du noch nicht einmal denken! ES ist sicherlich Telepath. Wenn er erfährt, wie du über die Unsterblichkeit denkst, überlegt er es sich vielleicht noch.«

»Wäre auch nicht schlimm.« Der zehnjährige Junge schlurfte aus der Kabine und ging zur Zentrale hinüber. Neugierig blickte er auf den großen Hauptschirm, auf dem sich die Kunstwelt Wanderer mit der darüber hängenden EIDOLON deutlich abzeichnete.

Kastha Gorej legte ihrem Sohn rasch die Hand auf den Mund.

»Pssst«, flüsterte sie. »Ich will das nicht noch einmal hören.

Du weißt ja nicht, was die Unsterblichkeit ist. Wahrscheinlich bist du noch viel zu jung, um das zu begreifen. Ich würde mein Leben dafür geben, wenn ich unsterblich werden könnte.«

»Wenn du tot bist, hast du nichts mehr davon«, kommentierte er kühl.

Er setzte sich in den Sessel der Kommandantin.

»Warum bist du eigentlich so sicher, daß ich es bin, dem ES die Unsterblichkeit geben will?« fragte er.

Sie legte ihm die Hand auf die Schulter und beugte sich liebevoll zu ihm hinab.

»Das ist eine verrückte Geschichte«, erwiederte sie. »Als du geboren wurdest, habe ich das Schloß von Versailles besucht. Dort gibt es einen Spiegelsaal, und als ich ihn besichtigte, geschah es. Alles ging so schnell, daß man mich nicht mehr zur Entbindung in ein Krankenhaus bringen konnte. So kamst du im Spiegelsaal von Versailles zur Welt.«

Sie lächelte voller Stolz, und nun richteten sich ihre Blicke auf Wanderer.

»Du bist einer der Spiegelgeborenen«, erklärte sie. »Du bist einer von jenen, von denen Ernst Ellert in seiner Fernsehbotschaft gesprochen hat. Dich hat er hierher gerufen, damit ES dir die Unsterblichkeit verleihen kann. Für mich gibt es nicht den geringsten Zweifel daran, daß es so ist.«

Ten Haueri blickte zu dem großen Bildschirm hinüber, der über der Kampfstätte hing. Auf ihm war Wanderer zu sehen, die Welt seiner Sehnsucht. Er drückte die Faust gegen seine Lippen und küßte den gepolsterten Handschuh, den er sich über die Hand gestreift hatte. Dann wandte er sich seinem Gegner zu.

Askat Bei war ein wenig kleiner als er, hatte breite, ungemein muskulöse Schultern und stahlgraue Augen. Hauen wischten den Blicken seines Gegners aus. Er fühlte sich ihm unterlegen, war jedoch wild entschlossen, den Kampf zu gewinnen.

Etwa hundert Männer bildeten einen Kreis um sie herum. Sie alle waren mit Raumschiffen auf die Höhe der Bahn des ehemaligen Planeten Pluto gekommen, weil sie hofften, hier die Unsterblichkeit gewinnen zu können. Sie hatten ein Turnier ausgetragen, aus dem Ten Hauen und Askat Bei als Finalgegner hervorgegangen waren.

»Fangt endlich an«, brüllte einer von ihnen.

»ES wartet nicht ewig«, schrie ein anderer.

»Stellt euch auf«, befahl der Schiedsrichter. »Nur die Treffer zählen. Hüttet euch jedoch, Kopf oder Körper eures Gegners zu treffen. Dafür müßte ich euch Punkte abziehen.«

Sie kannten diesen Spruch. Er wurde vor jedem Kampf wiederholt, und sie hörten kaum noch hin. Sie konzentrierten sich auf das Finale.

Sie trugen an beiden Fäusten Handschuhe, die an der Schlagfläche mit einem dünnen Polster versehen waren. Es reichte aus, die Verletzungsgefahr zu verringern, dämpfte die Schläge jedoch keineswegs.

Der Schiedsrichter pfiff die erste Runde an, und die beiden Kontrahenten schnellten aufeinander zu. In rasender Folge

schlugen sie aufeinander ein, zielten dabei jedoch lediglich auf die Fäuste ihres Gegners. Immer wieder knallten ihre Fäuste mit den Schlagflächen gegeneinander, und die Schläge folgten so schnell aufeinander, daß eine außerordentliche Geschicklichkeit dazu gehörte, die Fäuste des Gegners zu treffen.

»Spiegelkampf«, nannte sich diese Disziplin. Tatsächlich bot jeder der beiden Kämpfer ein Spiegelbild des anderen, da sich beide im gleichen Rhythmus bewegten und jeder Schlag an der Faust des anderen endete.

Es war ein kräfteraubender Kampf, bei dem jeder Schlag Schmerzen verursachte und den gesamten Körper erschütterte.

»Ich hau' dich von der Platte«, keuchte Ashat Bei.

»Schwätzer«, schnaubte Ten Hauen verächtlich. »Und so einer will unsterblich werden!«

»Ich bin einer der Spiegelgeborenen«, rief Bei ihm zu.

»Und ich bin der Champ«, antwortete Hauen. »Wenn dir die Arme abfallen, wird ES mich unsterblich machen!«

Die Menge tobte. Wetten wurden abgeschlossen. Immer mehr Männer und Frauen glaubten, daß Hauen den Kampf gewinnen würde. Daß ES ihn anschließend unsterblich machen würde, stand für alle außer Frage.

Perry Rhodan befand sich mit der ODIN auf einem Patrouillenflug im Sektor Wanderer. Voltago war nicht an Bord. Er weilte bei Reginald Bull im Forschungszentrum Titan, um bei der Untersuchung der Arachnoiden-Technik behilflich zu sein.

Nachdenklich blickte Rhodan auf die Bild- und Ortungsschirme, auf denen sich Hunderte von Raumschiffen unterschiedlichster Größe abzeichneten. Sie alle hatten sich in der Nähe von Wanderer eingefunden. Hinzu kamen zahlreiche Raumschiffe der solaren Ordnungskräfte. Sie sorgten dafür, daß es nicht zu Zusammenstößen oder gar zu Kämpfen zwischen den verschiedenen Raumschiffen kam. Rhodan beobachtete, daß sie einen Übereifrigen daran hinderten, sich mit seinem Raumschiff in die Energiehülle zu stürzen, die den Kunstplaneten Wanderer umgab.

»Offenbar glaubt jeder Narr, daß er die Unsterblichkeit erringen kann«, kommentierte Norman Glass.

Der Pilot der ODIN sah greisenhaft aus. Er litt unter der unheilbaren Strekko-Krankheit, die er sich bei einem Aufenthalt auf Gatas zugezogen hatte. Er wußte, daß er nur noch eine Lebenserwartung von etwa zwanzig Jahren hatte, obwohl er erst 119 Jahre alt war.

»Ich frage mich nur, wen ES mit >Spiegelgeborene< meint«, sagte Rhodan.

»Eine Erklärung wird ES uns wohl nicht geben«, vermutete Samna Pilkok, die Funk- und Ortungschefin. Sie war immer

übergewichtig gewesen, hatte aber in den letzten Jahren noch kräftig zugelegt. Dabei sah sie nach wie vor jugendlich aus.

»Das hat ES noch nie getan«, pflichtete Rhodan ihr bei.

Er hatte von Anfang an befürchtet, daß der Aufruf von Ernst Ellert zu einem Run auf Wanderer führen würde. Tatsächlich war offenbar jeder aufgebrochen, der sich eine Chance ausrechnete. Nachrichten von der Erde bestätigten, daß Zehntausende versuchten, eine Flugpassage nach Wanderer zu bekommen, und wie immer in solchen Situationen gab es auch jetzt geschäftstüchtige Männer und Frauen, die das Verlangen der Menschen nach Unsterblichkeit nach Kräften ausnutzten.

Wie die Pilze waren zahllose Reisebüros aus dem Böden geschossen, die behaupteten, eine Reise nach Wanderer organisieren zu können, und wie immer gab es auch jetzt genügend Leichtgläubige, die ein Vermögen auf das pure Versprechen hin vorauszahlten, man werde sie zu ES bringen. »Adams«, sagte Samna Pilkok und wies Rhodan auf einen der Monitore hin. Er wandte sich ihm zu, und gleich darauf klang die Stimme des Freundes in der Hauptleitzentrale der ODIN auf.

»Ich habe bezüglich Guckys und der XENOLITH eine Entscheidung getroffen«, teilte der Hansechef mit, der sich zur Zeit auf der Erde aufhielt.

»Ich möchte mich jetzt darüber nicht weiter auslassen. Auf jeden Fall hat der Flug wohl nichts mit den Zellaktivatorträgern zu tun. Ich habe die POLYMORPH hinterhergeschickt.«

Die POLYMORPH war ein Schwesterschiff der XENOLITH.

»Hat ES sich gemeldet?« fragte Adams. »Oder hat Ernst etwas von sich hören lassen?«

»Nichts«, antwortete Rhodan. »Ich warte auf ein Zeichen von ihnen. Irgendwie müßten sie auf die vielen Menschen reagieren, die sich in der Nähe von Wanderer versammelt haben. Ich gebe dir Bescheid, sobald sich was tut.«

Er schaltete ab und wandte sich wieder den Ortungsschirmen zu.

Minuten später meldete Homer G. Adams sich erneut.

»Du solltest zur Erde zurückkehren«, sagte er. »Philip ist da. Er hat wichtige Informationen für dich.«

»Es ist leichter für ihn, zu mir zu kommen«, stellte Rhodan fest.

»Das ist es wohl«, gab der Hansechef zu, »aber Philip weigert sich, den Schritt zur ODIN zu tun. Er besteht darauf, daß er hier auf der Erde mit dir sprechen kann. Er hat eine Nachricht von Atlan.«

6.

Demun Targ stellte voller Unruhe fest, daß es an Bord der MAGENTA lebendig wurde, und nun zögerte er nicht länger.

Er eilte zu einem Hangar, um sich einen Kleinraumer zu besorgen. Er sah keinen Sinn mehr darin, noch länger an Bord zu bleiben. Die Gefahr war zu groß, daß ihm die Blaue Schlange auf die Schliche kam oder gar der dämonische Gendal Jumphar, den er beinahe noch mehr fürchtete als sie. Askat Bei ließ plötzlich die Arme fallen und sank in die Knie. Damit hatte er den Kampf verloren.

Die Menge johlte und tobte. Einige Männer hoben Ten Hauen hoch und trugen ihn auf ihren Schultern durch den Hangar, der als Kampfstätte gedient hatte.

»Für uns bist du der Spiegelgeborene«, schrie einer der Männer. »ES wird dir die Unsterblichkeit geben.« Ten Hauen kamen plötzlich Zweifel, und während er sich feiern ließ, wurde er immer nachdenklicher.

Die Männer und Frauen an Bord und einige fanatische Anhänger der Spiegelkämpfe waren auf den Gedanken gekommen, den Kandidaten für die Unsterblichkeit durch solche Kämpfe zu ermitteln. Er war der Sieger, Das zeigte auch der Schiedsrichter an, indem er eine blaue Fahne über seinem Kopf schwenkte.

Würde ES ihn aber ebenfalls als Sieger anerkennen? War es nicht ziemlich vermesssen von ihnen, anzunehmen, daß die Superintelligenz sich ihren Spielregeln beugen würde? Ten Hauen fühlte sich plötzlich gar nicht mehr so wohl, schrieb seine Zweifel jedoch seiner Erschöpfung nach dem geradezu mörderischen Kampf zu.

Er blickte in die lachenden Gesichter der Männer und Frauen, und unwillkürlich fragte er sich, wieso er eigentlich auf den Gedanken gekommen war, daß der Spiegelgeborene unbedingt ein Mann sein mußte? Konnte es nicht eine der Frauen sein, die sich mit ihm im Hangar befanden? Auch Frauen fochten Spiegelkämpfe aus.

Und wer konnte eine der Frauen oder einen der anderen Männer daran hindern, durch eine der Schleusen nach draußen in den Raum zu gehen, bis an den Energieschirm zu fliegen, der Wanderer umgab, und sich ES als Spiegelgeborenen anzubieten?

Ein Gefühl der Ohnmacht kam in ihm auf.

Woher wußte er denn, ob nicht schon längst jemand diesen Schritt getan hatte, während er wie ein Wahnsinniger auf die Fäuste von Askat Bei gedroschen hatte? Vielleicht war die Unsterblichkeit längst an die letzten beiden Kandidaten vergeben, weil er sich zum Narren gemacht und viel zu lange gewartet hatte?

Er befreite sich aus den Armen seiner Freunde und glitt auf den Boden hinab.

»Laßt mich«, bat er erschöpft. »Ich komme um, wenn ich nicht ganz schnell unter die Dusche gehen kann.«

Er stieß beide Arme in die Höhe, und als es für einen Moment etwas ruhiger im Hangar wurde, schrie er hinaus: »Die Getränke für euch alle gehen auf meine Kosten! Ich will euch trinken sehen, bis ihr nicht mehr auf den Beinen stehen könnt!« Der Jubel wurde zum Orkan, und buchstäblich jeder schien ihm auf die Schulter klopfen zu wollen. Ten Hauen kämpfte sich zum Ausgang durch, und wenig später war er allein. Er hastete zu seiner Kabine, spülte sich das Gesicht mit kaltem Wasser ab, dann rannte er wie gehetzt zu einem der kleinen Hangare, streifte einen SERUN über und ging so ausgestattet in eine Schleuse.

Sekunden später glitt er in den Weltraum hinaus. Er sah Wanderer vor sich. Der Kunstplanet war mindestens drei- bis viertausend Kilometer vom Raumschiff entfernt.

Ten Hauen beschleunigte mit Hilfe der im SERUN eingebauten Aggregate. Mit schnell wachsender Geschwindigkeit flog er auf Wanderer zu. Er war überzeugt davon, daß sich eine Strukturlücke im Energieschirm um den Kunstplaneten bilden würde, falls er noch rechtzeitig kam und ihm noch kein anderer die Unsterblichkeit vor der Nase weggeschnappt hatte.

»Siehst du mich, ES?« rief er. »Ja, du siehst mich. Du weißt, daß ich komme. Ich bin der Spiegelgeborene. Laß dich nicht von denen täuschen, die eventuell schon vor mir zu dir gekommen sind. Ich bin der wirkliche Spiegelgeborene.«

Er erhöhte seine Geschwindigkeit noch mehr, und er verzögerte nicht, als er schließlich den Energieschirm erreichte. Er raste mit vollem Tempo in den Schirm hinein. In Bruchteilen von Sekunden wurde er auf Null abgebremst und dann zurückgeschleudert.

Er hatte keine Zeit mehr zu erkennen, daß ES ihn nicht als Spiegelgeborenen anerkannte.

Als er vom Energieschirm hinweggeschleudert wurde und sich nun weiter und weiter vom Solsystem entfernte, war er bereits tot.

Der Ennox wartete in Rhodans Büro im Hauptquartier der Kosmischen Hanse. Er lag mit lang ausgestreckten Beinen in einem Sessel, eine Haltung, die kaum bequem sein konnte, die er jedoch zu genießen schien.

»Hallo, Terraner«, sagte er, als Rhodan eintrat. »Du hast dir Zeit gelassen. Ich warte schon seit Stunden auf dich. Was ist los? Läßt sich die alte ODIN jetzt nur noch im Schrittempo bewegen?« Der Terraner setzte sich hinter seinen Arbeitstisch und blickte flüchtig einige Papiere durch, die darauf lagen.

»Wenn es dir so sehr auf die Zeit ankommt, hättest du ja zu mir kommen können«, erwiderte er. »Das wäre zweifellos schneller gegangen.«

Philip ging über den Vorwurf hinweg, als hätte er ihn nicht

gehört. Er zog die Beine an und setzte sich aufrecht hin.

»Einen schönen Gruß vom Arkonidenhäuptling!«

»Danke. Und - was weiter?« Rhodan war ruhig und zurückhaltend. »Was hast du für eine Nachricht?«

Philip legte einige Datenträger auf den Tisch.

»Immer gleich in medias res, wie?«

»Was ist das?«

»Diese positronischen Datenträger enthalten von Harian Meklos erarbeitete und von Atlan halbwegs rekonstruierte Informationen über die geheime Weiterentwicklung der akonischen Transmittertechnik.« Er blickte Rhodan erwartungsvoll an. »Und Material über die Blaue Schlange, die anonyme Chefin der akonischen Blauen Legion.«

Rhodan horchte auf. Die erwähnten Informationen hatten die höchste Dringlichkeitsstufe.

»Willst du sie dir nicht ansehen?« fragte der Ennox. Er blickte Rhodan an, als könne er nicht erwarten, daß dieser die Informationen prüfte.

Dem Terraner entging nicht, daß Philip von einer eigenartigen Spannung erfüllt war, und er schob den Datenträger mit einem Gefühl des Unbehagens in die Syntronik, die einige Sekunden benötigte, um die erforderliche Kompatibilität herzustellen.

Dann erfuhr er vom sogenannten XD-Transponder an Bord der MAGENTA.

Diese Informationen interessierten ihn jedoch zunächst nicht so sehr, da er im Inhaltsverzeichnung des Datenträgers den Namen Henna Zaphis gelesen hatte. Mit einem Gefühl der Beklemmung wartete er, bis die Informationen über die schöne Akonin erschienen. Dann lehnte er sich erbleichend zurück.

»Eine nette Überraschung, nicht wahr?« fragte der Ennox.

»Das Gen-Muster von Henna Zaphis stimmt bis ins letzte Detail mit dem Gen-Muster der Blauen Schlange überein. Für Atlan ist das der Beweis dafür, daß Henna Zaphis die Blaue Schlange ist!«

Rhodan war zutiefst erschüttert.

Bisher hatte er Henna Zaphis trotz verschiedener Verdachtsmomente für unschuldig gehalten und als Opfer der akonischen Politik angesehen. Doch einem solchen Beweis, wie er bei der absoluten Übereinstimmung des Gen-Musters von Henna Zaphis und der Blauen Schlange vorlag, konnte er sich nicht entziehen.

»Sie ist die Chefin der Blauen Legion«, betonte der Ennox mit dem Anflug eines spöttischen Lächelns, das für ihn so typisch war. Er fuhr sich mit den Fingern durch das zerrauft wirkende Haar. Es war blond, hatte jedoch einen rötlichen Schimmer. Auch Philip war in den letzten Wochen ruhiger, umgänglicher und ein wenig ernster geworden, so daß Rhodan vernünftig mit ihm verhandeln konnte. Jetzt machte er trotz des

spöttischen Lächelns den Eindruck, als könne er nachempfinden, was der Terraner fühlte.

»Das ist alles Unsinn«, sagte Gorlek Arlington. Er zeigte durch die transparente Wand in den Weltraum hinaus, in dem der Kunstplanet Wanderer mit der EIDOLON deutlich zu erkennen war. Weniger einfach war es, die vielen Raumschiffe auszumachen, die sich rund um Wanderer versammelt hatten.

»Davon bin ich auch überzeugt«, erwiderte Mesa Trixou.

»Diese Narren glauben, daß ES die Unsterblichkeit an jemanden verleiht, der am besten Fingerhakeln oder boxen kann!« Arlington schnaubte verächtlich. Er wandte der Scheibe den Rücken zu. »Es ist unglaublich.« »Keiner von denen hat wirklich nachgedacht«, behauptete Trixou, »sonst würden sie so etwas nicht versuchen.«

In den vergangenen Stunden waren sie an Bord von mehreren Raumschiffen gewesen, um mit den Besatzungen zu sprechen und sich mit ihren Vorstellungen über die Anforderungen von ES vertraut zu machen. Beide waren Gelehrte, die an der Universität von New Delhi beschäftigt waren.

»Wer unsterblich werden will, muß sich schon mehr einfallen lassen«, konstatierte Arlington.

Die beiden Intellektuellen verließen den Raum und wechselten in einen anderen über, der mit mehreren Ortungsschirmen ausgestattet war. Auf ihnen konnten sie die Raumschiffe der Glücksritter und die Raumer der Ordnungskräfte sehen.

»Richtig«, stimmte Trixou zu. »Die Anforderungen von ES sind intellektueller Art.«

Sie beobachteten, wie sich ein kleines Objekt dem Kunstplaneten näherte, gegen den Energieschirm prallte und in den Raum hinausgeschleudert wurde. Arlington veränderte die Einstellung des Ortungsgerätes, bis er das Objekt formatfüllend auf dem Monitor hatte. Als er sah, daß es sich um einen Menschen in einem SERUN handelte, zuckte er lediglich mit den Achseln, verlor aber kein weiteres Wort darüber.

Auch Trixou interessierte nicht, daß einer der Glücksritter den Tod gefunden hatte.

»Wir müssen uns fragen, was denn überhaupt mit >Spiegelgeborenen< gemeint sein kann«, sagte er. »Gucky ist mit der Suche nach diesen Spiegelgeborenen gescheitert.« »Natürlich«, bemerkte Arlington. »Er hat in den Weiten des Universums gesucht. Dabei beweist uns die Anwesenheit von Wanderer im Solsystem, daß die Spiegelgeborenen allein hier zu finden sind.«

Damit waren sie wieder bei der Frage, die sie wie ebenso viele andere im Solsystem beschäftigte, und über die sie zahllose Spekulationen angestellt hatten. Bedächtig,

umständlich und in endlosen Diskussionen hatten sie versucht, eine Lösung zu finden, doch sie waren ebensowenig zu einem Ergebnis gekommen wie alle anderen auch.

»Gehen wir doch noch einmal alles durch, was sich um den Begriff Spiegel rankt«, schlug Trixou vor.

»Es gibt eine Reihe von herausragenden Persönlichkeiten, die den Namen Spiegel trugen oder tragen«, stellte Arlington fest.

»Ich glaube nicht, daß darunter diejenigen waren oder sind, die ES meint«, entgegnete sein Freund. »Konzentrieren wir uns lieber auf den Begriff Spiegel.«

»Es gibt den simplen Spiegel, in dem wir jeden Morgen unser Gesicht ertragen müssen«, versuchte Arlington einen Scherz.

»Dann im maritimen Bereich das Spiegelheck, in der graphischen Technik den Satzspiegel.«

»Den Zuckerspiegel in der Medizin.«

»In der Literatur gibt es verschiedene Werke, die mit dem Zusatz Spiegel versehen wurden. Den Schwabenspiegel zum Beispiel.«

»Das alles kann nichts mit Spiegelgeborenen zu tun haben.«

»Dann fällt mir nur noch eines ein.«

»Und das ist?« fragte Trixou.

»In der weidmännischen Sprache gibt es den Begriff des Spiegels ebenfalls«, erklärte Arlington. Er legte seine Stirn in Falten und blickte sein Gegenüber gewichtig an. »Als Spiegel bezeichnet man zum Beispiel die helle Zone um den After bei Reh-, Rot- und Damwild!«

Trixou richtete sich in seinem Sessel auf.

»Das ist es!« flüsterte er. In seinen Augen leuchtete ein fanatisches Licht auf.

»Glaubst du wirklich?«

»Aber ja, Gorlek! Denke doch mal nach! ES will den Spiegelgeborenen die Unsterblichkeit verleihen. Darauf gibt es nur eine Antwort!«

»Spiegelgeborene gleich Aftergeborene!« Arlington blickte ihn überrascht an.

»Genau das wollte ich damit sagen«, jubelte Trixou.

»Aftergeborene! Oder präziser: Afterbrut.«

»Da muß ich passen«, gestand Arlington. »Was ist das?«

»Allgemeinbildung, mein lieber Freund«, triumphierte Trixou, der selten einmal das Vergnügen hatte, mehr zu wissen als Arlington. »Als Afterbrut bezeichnet man die außergewöhnliche zweite Brat beim Federwild.«

Arlington blickte ihn hilflos an.

»Damit kann ich leider auch nichts anfangen!«

»Hör zu«, ereiferte Trixou sich. »Auch beim Eichelhäher spricht man vom Spiegel. Dabei sind die schwarzblau-weiß geränderten Federn des Afterflügels gemeint. Verstehst du denn nicht?«

»Nein!«

Trixous Augen leuchteten vor Begeisterung. Er beugte sich weit vor und redete beschwörend auf Arlington ein.

»Der Spiegelgeborene muß jemand sein, der Federn hat. Wahrscheinlich jemand, der aus einem Gen-Experiment hervorgegangen ist. Vielleicht hat er die Federn schon in seiner Kindheit abgeworfen und ...«

»Es könnte auch eine Frau sein!«

»Natürlich!« Trixou war sich dessen sicher, daß er das Rätsel gelöst hatte, das die Superintelligenz der solaren Menschheit gestellt hatte. »Für mich gibt es nicht mehr den geringsten Zweifel.«

»Verzeih mir, aber ich bin nicht ganz so begeistert wie du!«

Trixou blickte ihn verblüfft an.

»Nein? Warum nicht?«

»Weil mir soeben nach deiner Theorie klar geworden ist, daß ich nicht einer der beiden gesuchten Spiegelgeborenen sein kann, daß ich also auch nicht unsterblich werden kann«, erklärte Gorlek Arlington. »Ich bin nicht aus einem Gen-Experiment hervorgegangen, und ich habe niemals Federn gehabt - weder auf dem Rücken noch sonstwo. Ich habe lediglich als Kind mal Indianer gespielt und mir dabei eine Feder ins Haar gesteckt, aber das reicht wohl kaum aus, um ES die Unsterblichkeit abzuringen.«

Trixous Kinnlade sackte nach unten, und sein Triumphgefühl verflog. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er gehofft, es werde sich herausstellen, daß er ein Spiegelgeborener war und somit unsterblich werden konnte. Nun hatte Arlington ihm deutlich gemacht, daß es nichts für ihn zu hoffen gab -vorausgesetzt seine Theorie war richtig.

»Eines bleibt noch«, sagte er schließlich enttäuscht.

»Und das wäre?«

»Wir wissen jetzt, welche Merkmale die beiden gesuchten Personen haben könnten«, erläuterte er. »Wir müssen zurück zur Erde und sie suchen.«

»Und dann?«

»Sie werden uns dankbar sein, daß wir ihnen zur Unsterblichkeit verhelfen. Daraus könnte uns großer Nutzen erwachsen. Vielleicht nehmen sie uns sogar mit zu ES, und die Superintelligenz hat einen besonderen Lohn für uns!« Sie klammerten sich an das letzte Fünkchen Hoffnung, das ihnen danach noch blieb.

Ähnlich wie ihnen erging es Hunderttausenden auf der Erde, den anderen Planeten und im Raum. Viele suchten nach einer plausiblen Erklärung dafür, daß sie selbst zu den gesuchten Spiegelgeborenen gehörten und dazu berufen seien, die Unsterblichkeit zu erringen.

Auf der Erde saß Perry Rhodan zu dieser Zeit mit dem Ennox

Philip zusammen.

Er hatte Mühe, sich die Enttäuschung über Henna Zaphis nicht anmerken zu lassen. Da er sie für den Kopf der Organisation Blaue Legion hielt, mußte er sie von nun an als seine Feindin ansehen, die es zu bekämpfen galt.

»Ich will nicht vergessen, noch auf einen meiner Geniestreiche hinzuweisen«, sagte Philip selbstgefällig.

»Ich bin gespannt!«

»Von Arkon II sind außer mir noch acht meiner Freunde abgegangen«, eröffnete er Rhodan, der sicher war, daß Philip Ennox meinte. »Wir haben jedem von ihnen Einzelteile des Roboters Accoma mitgegeben, doch die werden niemals auf der Erde ankommen.«

»Das solltest du mir erklären«, sagte der Terraner, als Philip nicht fortfuhr. »Vorläufig ist mir nicht klar, was du mir damit zu verstehen geben willst.«

»Das ist doch ganz einfach!« Der Ennox lachte. »Ich habe nicht nur dafür gesorgt, daß die Speicher des positronischen Roboters mit falschen Informationen aufgefüllt wurden, sondern auch dafür, daß Accoma den Akonen in die Hände fällt.«

Er blickte Rhodan beifallheischend an. Er war offensichtlich überaus stolz auf seinen Schachzug, doch das Lob Rhodans fiel nur sparsam aus.

»Nicht schlecht!«

»Ist das alles, was du zu sagen hast?«

»Ein gutes und durchdachtes Ablenkungsmanöver«, fügte der Terraner hinzu. Er fand die Idee des Ennox durchaus gut, doch gefiel ihm weniger, daß Philip damit die Initiative an sich gerissen hatte. Ihm war wichtig, daß er die Kontrolle über die Entwicklung der Dinge in den Händen hatte. Bei Philip konnte er nie wissen, ob dieser wirklich in seinem Sinne handelte, oder ob er möglicherweise mit weiteren Schachzügen eigene Pläne verfolgte.

»Ich habe eine Bitte«, sagte er.

»Schon erfüllt«, erwiderte Philip.

»Willst du nicht hören, um was es geht?«

»Ich bin ganz Ohr.« Er erhob sich und ging zum Automaten, um sich einen Fruchtsaft zu holen.

»Wir benötigen deine Hilfe im Forschungszentrum Titan.«

Der Ennox trank den Becher aus und warf ihn dann in den Müllschlucker.

»Worum geht's?«

»Auf Titan ist Bully mit der Erforschung der Arachnoidentechnik beschäftigt.« Rhodan hielt es für eine gute Idee, den lästigen Philip in das Forschungszentrum abzuschieben.

»Ja - und? Wo ist die Stelle zum Lachen?«

»Wir kommen nicht weiter«, erklärte Rhodan, wobei er sich nicht gerade peinlich genau an die Wahrheit hielt.

»Und du glaubst, ich würde eure Probleme lösen?«

»Immerhin hast du deutlich gemacht, daß die Ennox intensiven Kontakt mit den verschollenen Spinnenwesen hatten.«

»Was noch lange nicht heißtt, daß mir eure Probleme auf den Nägeln brennen.«

Rhodan spürte, daß er den Ennox nicht umstimmen konnte. Dennoch wollte er noch nicht aufgeben.

»Bully ist auf Phänomene gestoßen«, warf er Philip einen Köder hin. »Ich bin sicher, daß sie auch dich interessieren werden.«

»Mag ja sein«, gab der Ennox zu.

»Ich konzentriere mich auf andere Probleme.«

»Und das wären?«

»Zum Beispiel der Akonen-Konflikt. Er hat gegenüber allem anderen Vorrang.«

Rhodan ließ den Ennox nicht aus den Augen, und ihm fiel auf, daß Philip bestrebt war, das angeschnittene Thema

»Arachnoiden« möglichst schnell wieder zu verlassen. Es schien ein gewisses Unbehagen, vielleicht auch ein wenig Unsicherheit bei ihm auszulösen.

»Eine Frage noch zu den Arachnoiden«, sagte er, um es dem Ennox nicht allzu leicht zu machen.

»Jetzt nicht!« Philip hob abwehrend die Hände. Jetzt konnte kein Zweifel mehr daran bestehen, daß er nicht länger über die Arachnoiden reden wollte. Er schien sich davor zu fürchten, nähere Auskünfte geben zu müssen.

»Hattest du mir nicht deine Hilfe zugesagt?«

»Das habe ich«, gab der Ennox lächelnd zu. »Und ich gebe sie dir auch. Die galaktopolitische Situation erfordert es.«

»Ich spreche von den Arachnoiden.«

Philip ging darüber hinweg, als habe er es nicht gehört.

»Wir werden uns einschalten und haben es teilweise schon getan«, fuhr er fort. »Die galaktopolitische Szene braucht unsere Mitarbeit, und selbstverständlich verweigern wir uns nicht. Das muß Vorrang vor allem anderen haben.«

Rhodan war keineswegs damit einverstanden, daß die Ennox sich in das politische Geschehen einmischen. Die Beispiele der Vergangenheit hatten gezeigt, daß sie dabei allerlei Unheil anrichteten.

»Uns kommt es darauf an, die wirklich dringenden Probleme zu lösen«, behauptete Philip. »Wir wollen die infantilen Ränkespiele ad absurdum führen, von denen die galaktopolitische Situation beeinträchtigt wird.«

»Infantile Ränkespiele?« Rhodan richtete sich unwillkürlich auf.

»Gravierender kann man die Situation kaum erkennen. Die Völker der Galaxis betreiben keine Ränkespiele. Für einige geht es ums Überleben.«

»Welch dramatische Formulierung«, spöttelte Philip. »Geht es nicht eine Nummer kleiner?«

Vergeblich versuchte Perry Rhodan, ihm die Ernsthaftigkeit des galaktischen Konflikts nahezubringen.

Philip blieb bei der Vorstellung, daß sie es mit nichts weiter als einem »infantilen Ränkespiel« zu tun hatten, und er wichen keinen Zentimeter von dieser Meinung ab.

Schließlich resignierte Rhodan angesichts dieser Haltung.

Als er sich erneut dem Arachnoiden-Thema zuwenden wollte, verschwand der Ennox.

Deutlicher hätte er nicht zu erkennen geben können, daß er nicht bereit war, über die Spinnenwesen und ihre Technik Auskunft zu geben.

Rhodan lehnte sich in seinem Sessel zurück und dachte kurz nach. Dann veranlaßte er eine geheime Großfahndung nach Henna Zaphis und ihrer MAGENTA.

Unmittelbar darauf erhielt er die Auskunft, daß die MAGENTA im Solsystem gesichtet worden war.

»Dann dürfte es ja kein Problem sein, sie zu stellen «, sagte er.

Selten zuvor hatte er sich so sehr geirrt.

7.

Während Demun Targ in einem der Hangare zu einem Beiboot eilte, schreckten durchdringende Alarmsignale die Besatzung der MAGENTA auf. Unwillkürlich blieb er stehen. Er machte den Fehler, den Alarm auf sich zu beziehen. Mit zwei, drei Sätzen war er bei dem Beiboot, mit dem er fliehen wollte, und öffnete das Schleusenschott.

»Hey, hey, nur nicht so aufgereggt«, rief jemand hinter ihm. Er fuhr herum und bemerkte einen Mann, den er nie zuvor an Bord gesehen hatte. Wie aus dem Nichts heraus war der Fremde erschienen. Er stürzte sich auf ihn und fällte ihn mit einem Schlag gegen den Hals. Dann stieg er in das Beiboot, startete und schwebte damit in eine Schleusenkammer.

Er atmete auf.

Er war sicher, daß er es geschafft hatte. Er war der Blauen Schlange entkommen. Jetzt würde er zum nächsten Stützpunkt der Terraner fliegen und dort alles berichten, was er herausgefunden hatte. Er war Akone, aber er war nicht mit der Politik und den Methoden der Blauen Legion einverstanden. Nach seiner Überzeugung schadete diese Organisation der akonischen Sache mehr, als daß sie ihr nützte. Er wollte helfen, sie zu zerschlagen.

Alhora Deponar war Sekunden nach dem Beginn des Alarms in der Hauptleitzentrale der MAGENTA. Unmittelbar darauf

traf auch Gendal Jumphar ein.

»Was ist los?« fragte er.

Alnora zeigte auf die Ortungsschirme, obwohl das nicht nötig gewesen wäre. Seine ganze Aufmerksamkeit richtete sich ohnehin auf sie, und er sah, was sie meinte.

»Jemand interessiert sich für uns«, bemerkte sie.

Die MAGENTA befand sich auf der Höhe der Saturnbahn.

Drei kleine Raumer näherten sich ihr, und die Bordsyntronik kennzeichnete sie als terranische Einheiten.

Auf der Höhe der Plutobahn war der Kunstplanet Wanderer zu sehen. Er wurde von Hunderten von Raumschiffen unterschiedlichster Größen umgeben.

»Man scheint nicht damit einverstanden zu sein, daß wir nach Wanderer wollen«, fügte sie hinzu.

Er blickte auf das Chronometer und stutzte.

»Es ist zuviel Zeit verstrichen«, stellte er fest. »Wieso haben wir so lange geschlafen?«

Ohne auf eine Antwort von ihr zu warten, verließ der Akone die Zentrale. Als er Minuten später zurückkehrte, hatte die MAGENTA beschleunigt und war tief in die Ringe des Saturn eingedrungen, wo sie Ortungsschutz zwischen zahllosen Bruchstücken suchte und wohl auch fand.

»Ich habe eine Analyse machen lassen«, eröffnete er Alnora und deutete dabei auf die Innenfläche seiner linken Hand.

»Irgendjemand hat uns etwas verabreicht. Es hat dafür gesorgt, daß wir ein wenig zu lange geschlafen haben. Ich vermute, daß es ein intelligenter Tranquilizer gewesen ist.«

Sie blickte ihn beunruhigt an. Für sie war es geradezu unvorstellbar, daß irgendjemand es gewagt hatte, so etwas zu tun. Unwillkürlich fragte sie sich, ob der Unbekannte überhaupt gewußt hatte, auf was er sich eingelassen hatte?

Wußte er, wer sie wirklich war?

»Ich will wissen, wer das war«, sagte sie, während sich ihr Gesicht straffte und scharfe Kanten bekam. »Wieso hat die Syntronik nicht eingegriffen? Sie soll zumindest verhindern, daß er von Bord geht.«

Sie spürte, wie es ihr kalt über den Rücken lief. Sie hatte Angst. Nie zuvor hatte sie sich einer Enttarnung so nahe gefühlt. Das Ziel unmittelbar vor Augen, mußte sie mit einer Demaskierung rechnen!

Sie blickte auf die Monitore.

Der Kunstplanet Wanderer leuchtete wie ein Edelstein vor dem Dunkel des Weltraums.

Niemand sollte es wagen, sie aufzuhalten!

»Wir weichen den Terranern so lange wie möglich aus«, entschied sie. »Sollen sie uns jagen! Mich berührt das nicht!«

Sie verließ die Zentrale, im offenen Schott blieb sie stehen und drehte sich noch einmal zu Gendal Jumphar um.

»Ich muß mit Henna Zaphis reden. Du verstehst dich auf solche Dinge ja ohnehin besser als ich.« Gendal Jumphar ließ sich in den Sessel des Kommandanten sinken.

»Wir zeigen es ihnen«, sagte er. »Mit denen spielen wir Katz und Maus, wie sie zu sagen pflegen.«

Eine wilde Jagd begann. Die MAGENTA blieb in der Nähe des Saturn. In den Ringen und in den Gasmassen des Planeten versuchte sie, ihren Verfolgern zu entkommen. Dabei ignorierte Gendal Jumphar alle Anrufe über Funk, in denen er aufgefordert wurde, sich zu stellen. Selbst Warnschüsse konnten ihn nicht beeindrucken. Er war überzeugt davon, daß kein Terraner es wagen würde, die MAGENTA abzuschießen, weil eine derartige Aktion unabsehbare Konsequenzen im galaktischen Konflikt haben mußte.

Alnora Deponar war wieder die Ruhe selbst, als sie die Kabine betrat, in der Demun Targ einige Stunden vor dem Monitor verbracht hatte. Sie war sicher, daß Gendal Jumphar die MAGENTA nicht nur richtig führen, sondern auch den Unbekannten finden würde, der fraglos im Auftrag einer ihr feindlichen Macht an Bord tätig geworden war.

Sie brauchte nur einige Minuten, um festzustellen, daß jemand sich an den Syntronik zu schaffen gemacht und sie überlistet hatte. Danach fand sie sehr schnell heraus, daß jemand sich die geheimen Filme angesehen hatte, auf der ihr Lebenslauf und der ihrer Klonschwestern verzeichnet war. Es gab also noch jemanden außer Harian Meklos.

»Er weiß, daß ich die Blaue Schlange bin«, flüsterte sie, als sie den Raum wieder verließ.

Er?

Sie stutzte.

Wieso ging sie eigentlich davon aus, daß es sich um einen männlichen Agenten handelte? Konnte nicht ebenso eine Frau in den geheimen Raum eingedrungen sein?

Ein Name drängte sich ihr auf. Henna Zaphis!

Sie fühlte eine unangenehme Schwäche in den Knien, und sie setzte sich in den Sessel.

Ihre Schwester durfte es nicht gewesen sein! Sie durfte nicht auf diese Weise erfahren, wer sie war, und woher sie kam!

Alnora wollte ihr sagen, welchen Ursprung sie beide hatten, doch alles durfte Henna auf keinen Fall erfahren!

Für einige Minuten wußte Alnora nicht, was sie tun sollte.

Wenn Henna Zaphis die Filme gesehen hatte, dann wußte sie, daß sie Schwestern waren, und aus welchem Grund sie ins Solsystem gekommen waren. Dann wußte sie alles über die Morde, die sie, Alnora durch Gendal Jumphar hatte begehen lassen.

In plötzlich aufsteigender Wut über sich selbst und ihre Eitelkeit, die sie dazu veranlaßt hatte, die Geschichte von

Tadar Deponar, seines Experiments und seiner sieben Töchter zu erzählen, löschte sie alle Filme. Niemand sollte jemals wieder etwas über sie und Henna erfahren dürfen, was über das hinausging, was der arkonidische Agent Harian Meklos herausgefunden hatte.

Die Syntronik fragte sichernd nach, ob die Filme wirklich aus ihrem Speicher verschwinden sollten, und Alnora bestätigte. »Sie sollen weg«, rief sie. »Und ich will nicht, daß sie durch irgendeinen Trick jemals wieder rekonstruiert werden können. Was da drinnen war, das darf nur noch in meinem Kopf weiterexistieren. Nirgendwo sonst.«

»Ich habe verstanden«, erwiderte die Syntronik. »Ich habe alles gelöscht. Das Programm kann nicht mehr rekonstruiert werden.«

Alnora fühlte sich wie von einer großen Last befreit. Zugleich beschimpfte sie sich noch einmal, weil sie Gendal Jumphar dazu veranlaßt hatte, ihr einen geheimen Raum auf einem Raumschiff zur Verfügung zu stellen, auf dem Henna Zaphis offiziell Kommandantin war, und daß sie die Filme angefertigt hatte, die ihre Identität als Blaue Schlange verraten, die Aufschluß über einige Verbrechen gaben, die sie aus politischen Gründen für notwendig gehalten hatte, und die ihren Feinden eine gefährliche Waffe in die Hände hätten geben können.

»Unverständlich, daß derjenige den Datenträger nicht mitgenommen hat«, sagte sie und erhob sich. Dann erstarrte sie mitten in der Bewegung.

Wenn es Henna gewesen war, dann hätte sie keinen Grund gehabt, den Datenträger an sich zu nehmen. Das gewonnene Wissen hätte ihr genügt, da ihr nicht unbedingt daran gelegen sein konnte, die Blaue Schlange auszuschalten.

Ein erster Beweis für ihre Vermutung, daß Henna Zaphis sich frei an Bord bewegt hatte, während alle anderen geschlafen hatten?

Es schien so.

Sie gab eine kurze Nachricht an Gendal Jumphar durch, in der sie noch einmal betonte, daß der unbekannte Agent gefunden werden mußte. Dabei sprach sie bewußt von einem männlichen Agenten und vermied alles, was ihn auf Henna hätte hinweisen können. Sie dachte an den Schwur, den sie ihrem Vater geleistet hatte. Selbst in dieser Situation sah sie sich gezwungen, sich daran zu halten und Henna zu beschützen.

»Aber auch der Schutzengel hat seine Grenzen«, sagte sie leise, während sie über die Gänge des Raumschiffs ging.

»Wenn Henna die Blaue Legion gefährdet, wird es schwierig. Dann weiß ich noch nicht, wie es weitergeht.«

Allerdings gab es selbst in so einem Fall noch ein Ziel, das sie nicht aus den Augen verlieren wollte, und das sie meinte, nur

zusammen mit Henna erreichen zu können. Somit stand sie vor einem Konflikt, den sie nicht in der leichten Weise lösen konnte wie viele andere, die sie zuvor durchgestanden hatte.

Mit einem Gefühl nie gekannter Unsicherheit betrat sie die Kabine, in der sich Henna Zaphis aufhielt.

Sie stand vor einer schweren Aufgabe. Es galt nunmehr, Henna für das gemeinsame Ziel zu gewinnen.

War das jedoch noch möglich, wenn Henna den Film gesehen hatte und wußte, wer sie wirklich war?

Über eines war Alnora sich vollkommen klar. Ihre Schwester hätte nie und nimmer ihre Einwilligung dazu gegeben, einige ihrer Mitarbeiter zu töten, weil diese ihr durch ihr Wissen unbequem oder gefährlich geworden waren. Und sie würde auch nicht billigen, daß Gendal Jumphar mehrere Mitbegründer der Blauen Legion beseitigt hatte, damit niemand sonst wußte, wer sich hinter der Blauen Schlange verbarg.

Immer wieder hatte Alnora sich die Aufzeichnung von Ernst Ellerts Aufruf an die »Spiegelgeborenen« angesehen, und schließlich hatte sie einen Entschluß gefaßt. Sie hatte die MAGENTA angefordert und war bereits am 5. Oktober 1200 NGZ an Bord gegangen. Das war vor nahezu drei Wochen gewesen.

Während des Fluges mit der MAGENTA hatte sie die Kommandantin Henna Zaphis dazu veranlaßt, verschiedene Ziele anzufliegen. Dadurch hatte sie das Eintreffen im Solsystem immer wieder hinausgezögert.

Sie hätte anders gehandelt, wenn sie geahnt hätte, daß Henna versuchen könnte, hinter ihr Geheimnis zu kommen. Doch nun war es zu spät, darüber nachzudenken.

Sie hatte ihre Gründe gehabt, das Eintreffen im Solsystem hinauszuzögern. Der wichtigste dieser Gründe war ihr Verhältnis zu Henna Zaphis.

Von Anfang an hatte sie das Gespräch mit ihr gesucht, und seit dem Start war sie so oft wie möglich mit ihr zusammengewesen. Ihr war es darum gegangen, ihr Vertrauen zu gewinnen, und bis zu diesem 29. Oktober des Jahres 1200 NGZ war sie sicher gewesen, es schaffen zu können.

Nun aber - dicht vor dem Ziel - war alles in Frage gestellt.

Sie setzte sich Henna gegenüber in einen Sessel.

»Was ist los?« fragte ihre Schwester. »Gibt es Schwierigkeiten? Ich wollte erst zur Zentrale kommen, aber ich hatte keine Lust, Gendal Jumphar zu begegnen.«

»Das verstehe ich.«

»Dafür verstehe ich nicht, daß du diesen Menschen in deiner Nähe duldest. Mir ist er unheimlich. Er ist mir allzu selbstherrlich, und außerdem hat er eine Ausstrahlung, die ich nur als dämonisch bezeichnen kann. Ich hätte niemals meine Zustimmung dazu geben dürfen, daß er an Bord kommt. Ich nenne mich Kommandantin der MAGENTA, tatsächlich aber

bin ich nur wissenschaftliche Leiterin über das MAGENTAXD-Transponder-Projekt.«

Ein Ennox tauchte wie aus dem Nichts heraus zwischen ihnen auf.

»Ach, du meine Güte«, stöhnte er. »Quatschende Weiber! Da verschwinde ich doch lieber wieder.«

»Das kann ich dir nur raten«, fauchte Alnora ihn ärgerlich an. Ihre Gespräche mit Henna Zaphis waren einige Male von Ennox gestört worden. »Ich schieße dich über den Haufen, wenn du uns nicht sofort allein läßt.«

Er grinste breit und zog sich ebenso plötzlich aus der Kabine zurück, wie er aufgetaucht war.

»Ich wünschte, ich könnte etwas gegen die Ennox tun«, seufzte Alnora. Tatsächlich war sie gar nicht einmal so böse über dessen Erscheinen, wie sie tat, gab es ihr doch Gelegenheit, noch ein wenig abzuschweifen. So gewann sie Zeit nachzudenken und Henna zu beobachten, um auf diese Weise herauszufinden, wie ihre Haltung war.

Henna sah nicht anders aus als sonst, und Alnora fühlte eine Last von ihren Schultern weichen. Sie glaubte nicht, daß ihre Schwester in der Lage war, sie zu täuschen.

»Wir werden uns wohl mit der Gegenwart der Ennox abfinden müssen«, bemerkte Henna Zaphis lächelnd und sehr gelassen. »Ich habe mich an sie gewöhnt, und ich habe den Eindruck, daß sie sich bereits gebessert haben. Sie sind nicht mehr gar so frech und unverfroren, und sie nehmen mehr Rücksicht auf unsere Gefühle.«

Sie sah in Alnora Deponar nur die Rätin. Sie brachte ihr größten Respekt entgegen, und sie ahnte nicht, wie unsicher sie war. Es verwirrte sie lediglich, daß Alnora Deponar ihr gegenüber vertraulicher tat, als es zwischen Politikerinnen ihres Ranges angemessen war.

»Ich muß jedoch noch einmal auf Gendal Jumphar zurückkommen«, fuhr sie fort, und nun wirkte sie erheblich energischer als zuvor. »Eigentlich wollte ich dieses Thema erst nach unserer Rückkehr nach Akon anschneiden, möchte nun aber doch schon heute loswerden, was ich dazu zu sagen habe.«

»Und das wäre? Gendal Jumphar ist ein überaus fähiger und zuverlässiger Mann.«

»Er betont mir ein bißchen zuviel, daß er ein Mann ist. Er hat das Kommando über die MAGENTA an sich gerissen, und anfangs hatte ich auch nichts dagegen, weil ich mehr als genug mit dem XD-Transponder beschäftigt war. Jetzt aber habe ich einen Entschluß gefaßt.«

»Und welcher ist das?« Alnora war noch immer nicht beruhigt. Sie wartete darauf, daß Henna irgend etwas über den Computerfilm sagen würde.

»Sobald wir wieder auf Sphinx sind, werde ich darauf bestehen, daß er von der MAGENTA abberufen wird. Ich denke nicht daran, mich ihm noch länger zu unterwerfen und mich von ihm wie eine Marionette behandeln zu lassen.«

»Er ist doch nur zu deinem Schutz da«, versuchte Alnora sie zu besänftigen.

Ein Rufsignal ertönte, und Henna gab dem Syntron ein Zeichen. Der Teil einer Wand erhellte sich und wurde zum dreidimensionalen Bild. Es schien, als wolle Gendal Jumphar daraus hervor- und in den Raum hineintreten. Sein Gesicht war hinter einem Vorhang aus Haaren fast vollkommen verborgen.

»Ich habe soeben mit einem Ennox gesprochen«, teilte Jumphar mit. »Er hat sich darüber beschwert, daß er bei euch offenbar nicht willkommen ist.«

»Er kam im denkbar unpassenden Moment.«

»Der Mann gehört zu den akonentreuen Ennox, und er sollte freundlicher behandelt werden«, bemerkte Gendal Jumphar mit unüberhörbarem Tadel.

»Ich werd's mir überlegen«, gab Alnora zurück.

»Der Ennox kam aus der Toten Zone von Arkon«, fuhr der düstere Mann fort. »Er berichtet, daß andere Ennox aus dem Herzen des arkonidischen Imperiums einen altägyptischen Roboter nach Sphinx entführt haben, der offenbar Träger wichtiger Informationen ist.«

Alnora horchte auf.

»Hat man die Informationen schon entschlüsseln können?«

»Noch nicht. Man ist dabei.« »Das übernehmen wir«, entschied sie, bevor Henna Zaphis noch etwas sagen konnte.

»Der Roboter soll über unser Transmitternetz und den XDTransponder zu uns an Bord geholt werden.«

»Ich werde es veranlassen. In einer Stunde kann er hier sein.«

»Ich will sofort benachrichtigt werden, wenn wir ihn haben.«

Sie wandte sich Henna Zaphis zu und verwickelte sie geschickt in ein harmlos erscheinendes Gespräch, bei dem sie jedoch immer sicherer wurde, daß ihre Klonschwester den Computerfilm über ihre Vergangenheit nicht gesehen hatte.

Knapp eine Stunde später war der Roboter an Bord der MAGENTA, und eine eingehende Untersuchung begann, an der sowohl Alnora als auch Henna teilnahmen. Schon bald kam Henna Zaphis zu einem Ergebnis.

»Völliger Unsinn«, stellte sie fest. »Der Roboter hat keine Informationen. Irgendjemand macht sich über uns lustig und hat uns das Ding zugespielt.«

»Wir werfen ihn raus in den Weltraum und zerstrahlen ihn«, sagte Alnora Deponar. »Wer weiß, ob das Ding nicht doch etwas enthält, das uns irgendwann schaden kann.«

»Nein, wir vernichten ihn nicht«, entschied Henna Zaphis.

»Der Roboter wird desaktiviert und kommt in eine

Energiehülle, in der er keinen Schaden anrichten kann.

Vielleicht können wir ihn später noch verwenden.«

Diesen Vorschlag fand Alnora Deponar noch besser als ihren eigenen, und sie erhob keinen Einspruch. Der Roboter verschwand in einem Verlies.

Während der ganzen Zeit ging die Jagd auf die MAGENTA weiter, und Gendal Jumphar hatte alle Hände voll zu tun, die Verfolger immer wieder zutäuschen und abzuschütteln. Dabei zeigte er sich derart geschickt, daß auch Henna Zaphis nicht umhin kam, ihm eine Anerkennung auszusprechen.

Jedesmal wenn die Verfolger allzu dicht aufrückten, flüchtete er entweder in die Atmosphäre des Planeten Saturn, oder er tauchte in dem Pulk der Raumschiffe unter, die den Kunstplaneten Wanderer belagerten. Daß er dabei eine heillose Verwirrung anrichtete und den wütenden Protest von zahlreichen Schiffskommandanten hervorrief, störte ihn nicht. Ihm kam es nur darauf an, den Befehl von Alnora Deponar auszuführen und den terranischen Kräften immer wieder zu entkommen.

»Ich glaube, kein anderer hätte das geschafft«, lobte Alnora ihn.

»Mag sein«, erwiderte er von oben herab. »Du darfst jedoch nicht übersehen, daß die Terraner sehr halbherzig vorgehen. Wenn sie ihre Kräfte massiv einsetzen würden, hätten wir keine Chance. Sie scheinen jedoch Rücksicht auf die vielen Raumfahrer nehmen zu müssen, die Wanderer belagern.« Er lächelte zynisch

»Man ist bestrebt, möglichst wenig Aufsehen zu erregen und die anderen Völker des Galaktikums nicht gegen sich aufzubringen.«

Auf den Monitoren der Hauptleitzentrale erschienen Rufzeichen. Sie machten deutlich, daß die Kommandanten der terranischen Raumschiffe weiter versuchten, Kontakt mit der MAGENTA aufzunehmen. Gendal Jumphar hatte auch bisher nicht darauf reagiert. Jetzt blickte Alnora Henna Zaphis an und fragte: »Sollen wir antworten?« Die Kommandantin verstand das Motiv Alnoras sehr wohl. Sie lächelte flüchtig und schüttelte den Kopf.

»Schickt eine Protestnote an Terra hinaus«, befahl sie. »Sagt ihnen, daß wir uns derartige Aktionen verbieten.«

Als sie gleich darauf zusammen mit Alnora in ihrer Kabine war, teilte die Hauptleitzentrale mit, daß Terra augenblicklich reagiert hatte.

»Terra antwortet, daß sie Henna Zaphis zu einigen galaktopolitischen Punkten befragen möchte«, hieß es.

»Willst du darauf eingehen?« fragte Alnora.

»Ich denke nicht daran«, erwiderte die Akonin.

Alnora atmete auf. Sie war mit der Entscheidung voll und

ganz einverstanden. Sie wollte nicht, daß Henna von den Terranern befragt wurde. Es war schon schlimm genug, daß jemand an Bord der MAGENTA spionierte, und daß man ihn - oder sie - immer noch nicht gefunden hatte. Darüber hinaus gab es jedoch noch einen arkonidischen Agenten namens Harian Meklos. Er konnte mit Informationen über die Blaue Schlange zu seinem Volk entkommen.

Er wird Atlan alles sagen, was er herausgefunden hat, dachte sie. Und Atlan wird die Informationen an Perry Rhodan weitergeben. Wahrscheinlich hat er es sogar schon getan. Sie wartete darauf, daß Henna fragen würde, warum sie sich nicht auf akonisches Hoheitsgebiet zurückgezogen und immer noch im Solsystem kreuzten, obwohl mit wachsenden Komplikationen zu rechnen war.

Und die Frage kam.

»Was ist los, Alnora?« wollte Henna Zaphis wissen.

»Warum gehen wir ein solches Risiko ein und treiben dieses Spiel mit den Terranern? Ich kann Gendal Jumphar nicht ausstehen, aber ich muß ihm recht geben. Wenn die Terraner konsequent vorgehen, wird es äußerst schwierig für uns.«

Alnora hatte sich lange auf diese Situation vorbereitet.

Einige Male hatte sie bereits versucht, das Thema anzusprechen, das ihr auf der Zunge lag, war dann jedoch immer wieder ausgewichen. Jetzt wollte sie nicht länger aufschieben, was sie zu sagen hatte.

»Ich habe wichtige Informationen für dich«, eröffnete sie ihr.

»Sobald du weißt, um was es geht, wirst du verstehen. Es geht um deine und um meine Vergangenheit.«

»Bei meiner Vergangenheit gibt es nichts, was mir unbekannt geblieben wäre«, behauptete Henna Zaphis befremdet. »Und bei allem Respekt - deine Vergangenheit interessiert mich nicht.«

»Du wirst früher oder später einiges darüber erfahren«, erwiderte Alnora.

»Es ist besser, wenn ich es dir sage.«

»Was willst du mir sagen?«

»Daß wir miteinander verwandt sind.«

»Ach ja?« Henna Zaphis lächelte zweifelnd.

»Ich will nicht lange drum herum reden. Ich habe herausgefunden, daß wir beide Schwestern sind. Wir beide sind zusammen mit fünf anderen Mädchen in der Retorte auf dem Planeten Tourred entstanden. Mit anderen Worten: Wir sind das Resultat eines Gen-Experiments des mittlerweile verstorbenen Wissenschaftlers Tadar Deponar!«

Henna Zaphis blickte sie entgeistert an.

»So ein Unsinn!« kam es schließlich über ihre bleichen Lippen.

Das Außenschott der Schleuse öffnete sich nicht, und auf dem

Armaturenbrett des Raumgleiters blinkte ein Licht. Verzweifelt versuchte Demun Targ, das Beiboot zum Start zu veranlassen. Es versagte ihm den Gehorsam. Und nun endlich nahm er sich die Zeit, sich die Anzeichen auf dem Armaturenbrett genauer anzusehen. Er hatte sich in einen Raumgleiter gesetzt, der sich in einer Inspektion befand. Mehrere syntronische Teile fehlten. Unter diesen Umständen war ein Start unmöglich, und die Schleuse konnte sich nicht öffnen, weil die Bordsysteme kein entsprechendes Signal gaben.

Demun Targ sprang auf und verließ den Raumgleiter. Erhoffte, eine andere Maschine zu finden, mit der er doch noch fliehen konnte. Doch als er aufblickte, wußte er, daß er verspielt hatte.

Vor ihm stand Gendal Jumphar. Das Haar fiel ihm über das Gesicht, so daß er die Augen nicht sehen konnte. Doch darauf achtete er auch gar nicht. Seine Blicke waren auf die Waffe in der Hand des Düsteren gerichtet, und wie gelähmt verfolgte er, wie sich ein Finger auf die Auslösetaste hinabdrückte.

»Das glaube ich nicht«, sagte Henna Zaphis. Sie sprang auf. »Alnora, ich achte und respektiere dich als Politikerin und als Rätin, aber ich bitte dich, mich mit derartigen Geschichten in Ruhe zu lassen.«

»Das sind keine Geschichten«, erwiederte Alnora. »Bitte, setz dich wieder und höre mir zu.«

»Ich denke gar nicht daran.«

»Es ist ganz einfach, unsere Verwandtschaft zu beweisen«, erklärte Alnora. »Wir brauchen nur einen Medotron. Er gibt uns innerhalb einer Minute unsere Gen-Struktur. Du wirst sehen, daß sie vollkommen identisch sind.«

»Ach ja?« Sie glaubte ihr kein Wort. Doch das änderte sich, als der Medotron die Analyse geliefert, und sie die Gen-Strukturen miteinander verglichen hatten. Danach wurde sie merkwürdig bleich. Sie war wie vor den Kopf geschlagen.

»Eine derartige Übereinstimmung gibt es nur bei den Klonen«, erklärte Alnora, und dann führte sie einige Begebenheiten aus dem Leben von Henna Zaphis auf, in denen diese es mit einem »Schutzengel« zu tun gehabt hatte. Sie eröffnete ihr, daß sie dieser »Schutzengel« gewesen, und weshalb sie als solcher tätig geworden war. Sie verschwieg jedoch alle Ereignisse, bei denen sie die Gesetze übertreten hatte. Vielmehr betonte sie, daß sie sich -im Gegensatz zu ihrer Schwester Saudra - stets streng an diese gehalten habe.

Henna Zaphis brauchte einige Zeit, um zu verkraften, was sie erfahren hatte, und Alnora ließ sie in Ruhe. Sie blieb in der Kabine und gewährte ihr die nötige Zeit, um ihre Gedanken zu ordnen und ihre Gefühle unter Kontrolle zu bringen.

Dann aber gestand sie ihr, daß sie die Blaue Schlange war

und somit der Blauen Legion vorstand.

»Das ist nicht wahr!« stammelte Henna Zaphis erschüttert.

Alnora lächelte beschwichtigend.

»Vergiß, was man der Blauen Legion alles vorwirft«, bat sie.

»Diese Organisation arbeitet ausschließlich zum Wohl des akonischen Volkes, und sie hat niemals gegen unsere Gesetze verstoßen.«

»Da liegen mir aber andere Informationen vor«, entgegnete ihre Schwester.

»Sie sind falsch«, behauptete Alnora ruhig. Sie wußte jetzt, daß Henna nicht in dem geheimen Raum gewesen war. »Lügen unserer Feinde! Die Blaue Legion arbeitet vielleicht hin und wieder einmal hart am Rande der Legalität, sie hat jedoch nichts getan, was ich nicht zu verantworten wüßte. Terror und Mord kommt für uns nicht in Frage. Ich gebe jedoch zu, daß auch ich einige Male aus psychologischen Gründen Falschinformationen über die Organisation verbreitet habe. Ich wollte erreichen, daß man der Blauen Legion mit dem größten Respekt begegnet. «

»Das hast du erreicht«, erwiderte Henna. »Man fürchtet die Blaue Legion wie Pest und Teufel.«

Alnora lachte so ungezwungen, daß ihre Schwester beeindruckt war.

»Das ist ganz sicher übertrieben.« Sie war nun sicher, Henna so weit zu haben, daß sie den nächsten Schritt wagen konnte.

»Aber lassen wir das. Mir geht es um etwas ganz anderes.«

»Was könnte wichtiger sein als die Blaue Legion?«

»Ich habe größere Ziele, und ich bin überzeugt, daß wir beide sie in gemeinsamer Anstrengung erreichen können. Wir sind mehr als nur Klone vom selben Stamm, mehr als Klonschwestern. Wir sind zu Höherem berufen.«

Und dann spielte Henna noch einmal die Aufzeichnung von Ernst Ellerts Aufruf an die beiden »Spiegelgeborenen« vor, die sich auf Wanderer einfinden sollten, um unsterblich zu werden.

»Was soll das?« fragte Henna. »Ich kenne den Aufruf.«

»Dann sollte dir auch klar sein, was er bedeutet! Mit >Spiegelgeborene< können nur wir gemeint sein, du und ich. Mein Gesicht wurde zwar bei einer Operation verändert, dennoch aber bist du wie ein Spiegelbild von mir, und ich bin wie ein Spiegelbild von dir.«

Henna schüttelte lächelnd den Kopf.

»Mir scheint, du hast den Verstand verloren«, sagte sie.

Alnora griff nach ihren Armen und blickte sie beschwörend an. Sie machte ganz und gar nicht den Eindruck, als sei sie nicht mehr Herrin ihrer Sinne. Sie machte deutlich, daß sie ihre Worte ernst meinte.

»Wir treiben uns seit einigen Stunden im Solsystem herum«, erklärte sie. »Schon viel länger, als ich eigentlich beabsichtigt

habe. Jetzt wird es höchste Zeit, zum Ziel zu kommen.«

»Wanderer!«

»Richtig!«

»Willst du dich zur Närrin machen?« fragte Henna Zaphis.

»Hast du nicht gesehen, wie viele Glücksritter sich da draußen herumtreiben? Ist dir entgangen, daß sie alle hoffen, die Spiegelgeborenen zu sein? Willst du dich in ihre Reihen einordnen und dich ebenso lächerlich machen wie sie?«

»Nein«, rief Alnora. »Begreifst du denn nicht? Wir sind zu Höherem berufen. ES hat dafür gesorgt, daß von sieben Schwestern nur zwei übriggeblieben sind. Wir beide! Ich weiß, daß wir auserwählt sind. Ich fühle es. Nichts kann mich davon abbringen. Wir sind die Spiegelgeborenen.«

Sie war derart fanatisch, daß sie keinem gegenteiligen Argument zugänglich war.

Alnora ließ die Arme ihrer Schwester los und eilte zu einem Monitor. Als sie ihn eingeschaltet hatte, konnte sie die vielen Raumschiffe sehen, die sich um Wanderer herum versammelt hatten.

Alnora war entschlossen, sie alle zu verdrängen, und sie war fest davon überzeugt, daß ES sie nach Wanderer rufen würde. Und sollte wider Erwarten doch noch jemand da sein, dem ES den Vorzug vor ihnen geben wollte, dann war sie entschlossen, diese Konkurrenten zu töten, um den Weg für sich und ihre Schwester frei zu machen.

Alnora hatte sich in den vergangenen Tagen mehr und mehr in die Vorstellung hineingesteigert, daß sie eine der beiden Auserwählten war. Und hätte Ernst Ellert in seinem Aufruf nicht von den »beiden Spiegelgeborenen« gesprochen, hätte sie ganz sicher keine Rücksicht auf ihre Schwester Henna genommen. Doch nun fürchtete sie, daß ES sie nur akzeptieren würde, wenn sie mit ihrer Schwester erschien, und sie wagte es nicht, Henna auszuschalten.

Henna Zaphis reagierte ganz und gar nicht so, wie Alnora es erwartet hatte, doch das wurde dieser in ihrer Euphorie gar nicht recht bewußt.

Henna versuchte nicht, ihrer Schwester die in ihren Augen absurden Vorstellungen auszureden. Sie wußte, daß sie auf taube Ohren stoßen würde.

Für sich selbst distanzierte sie sich von den Ideen ihrer Schwester, und sie wollte nichts mit der Blauen Schlange zu tun haben. Sie hatte ihre eigenen Vorstellungen über die Aktionen der Blauen Legion, und sie glaubte Alnora nicht, daß die Berichte über diese Organisation falsch waren. Gar zu viel war durchgesickert, und sie hatte manchen Hinweis erhalten, über den in der Öffentlichkeit Schweigen bewahrt wurde.

Zudem war sie lange genug mit der Politik beschäftigt um zu wissen, daß die Blaue Schlange als Leiterin der Legion nicht

auf Dauer eine weiße Weste behalten konnte.

Auch sie wollte für das Wohl ihres Volkes kämpfen, doch sie war nicht dazu bereit, dabei die Grenzen der Legalität zu mißachten.

Sie versuchte gar nicht erst, ihrer Schwester zu erläutern, daß die von ihr so fanatisch angestrebte Unsterblichkeit für sie von nicht so hoher Bedeutung war. Sie wollte lange leben, und sie hätte die Unsterblichkeit dankbar entgegengenommen, doch sie war klug genug, um zu wissen, daß man eine solche Auszeichnung nicht mit allen Mitteln und zu jedem Preis erringen konnte.

Das Heulen der Alarmsirenen riß sie aus ihren Überlegungen. Sie bemerkte, daß Alnora pausenlos geredet, und daß sie ihr nicht zugehört hatte. Zugleich vernahm sie die Stimme von Gendal Jumphar. Sie kam aus Lautsprechern.

»Die Terraner lassen sich nicht mehr an der Nase herumführen«, rief er. »Sie kesseln uns ein. Dieses Mal können wir ihnen nicht entkommen.«

»Wanderer ist unser Ziel«, schrie Alnora.

»Wir können es unmöglich erreichen«, erwiderte er. »Dazu ist es zu spät. Wir hätten es früher versuchen müssen.«

»Das ist nicht wahr!« stöhnte Alnora. »ES wird nicht zulassen, daß die verfluchten Terraner uns abdrängen.«

Sie eilte aus der Kabine, und Henna folgte ihr. In der Hauptleitzentrale konnte sie sehen, daß Gendal Jumphar die Lage richtig beschrieben hatte. Die MAGENTA hatte keine Möglichkeit mehr, den Terranern zu entkommen. Das Katzund-Maus-Spiel war zu Ende, und sie hatten es verloren.

»Wir setzen alles auf eine Karte«, entschied Alnora. »Wir durchbrechen den Kessel und fliegen zum Kunstplaneten. Schnell! Worauf wartest du noch?«

»Nein!« protestierte Henna, doch Genal Jumphar gehorchte Alnora, nicht ihr. Die MAGENTA beschleunigte. Sie raste auf eines der terranischen Schiffe zu, und nur weil der Kommandant des anderen Raumers schnell genug reagierte und auswich, wurde eine Kollision vermieden.

»Das ist Wahnsinn«, rief Henna. Sie packte ihre Schwester bei den Schultern und schüttelte sie, um sie zur Vernunft zu bringen. »ES wird uns niemals akzeptieren!«

»Wir legen an Wanderer an«, erklärte Alnora und stieß die Hände ihrer Schwester zurück. »Sobald wir dort sind, wird ES uns als Spiegelgeborene erkennen und unsterblich machen!«

Sie war blind in ihrem Eifer und in ihrer Sucht nach der Unsterblichkeit. Henna erkannte, daß es keine Möglichkeit mehr gab, sie aufzuhalten, zumal der dämonische Genal Jumphar zwischen ihr und Alnora stand. Sie würden Wanderer erreichen, aber dann würden sie am Energieschirm zerschellen. Als Henna die Hauptleitzentrale verließ, blickte sich keiner

der anderen um. Niemand schien es bemerkt zu haben. Alle blickten wie gebannt auf Wanderer, dem sich die MAGENTA nun rasch näherte.

Gendal Jumphar suchte eine Lücke zwischen den vielen Raumschiffen der Glücksritter, und er fand sie. Um jedoch sicherzugehen, schrie er eine Warnung hinaus, und forderte Platz. Er drohte damit, die Schiffsgeschütze einzusetzen, und mehrere Kommandanten fielen auf den Bluff herein. Sie wichen aus, und die Bahn nach Wanderer wurde frei.

Alnora stand hinter dem Sitz der Kommandantin. Sie klammerte sich an die Rückenlehne, und ihre Finger krallten sich in die Polster.

»Melde dich, ES!« rief sie. »Melde dich doch endlich. Wir sind die Auserwählten. Du hast es längst erkannt. Also gibt uns ein Zeichen!«

Die MAGENTA erreichte den Bereich, in dem sich die Glücksritter mit ihren Raumschiffen versammelt hatten. Mit hoher Geschwindigkeit jagte sie auf Wanderer zu. Doch nun leitete Gendal Jumphar das Verzögerungsmanöver ein. Zu spät. Viel zu schnell rückte Wanderer näher.

Gendal Jumphar wurde nervös. Irgendwo im System schien ein Fehler zu sein.

»Wir müssen ausweichen«, rief er.

»Nein!« weigerte sich Alnora.

Ein Zusammenprall mit dem Kunstplaneten schien unvermeidbar zu sein, doch Alnora gab nicht nach. Sie war felsenfest davon überzeugt, daß ES die Katastrophe verhindern und Henna und sie zu Unsterblichen machen würde.

Als die MAGENTA nur noch etwa zehntausend Kilometer von Wanderer entfernt war, geschah es.

Ein schriller Ton heulte durch die Hauptleitzentrale. Alnora blickte erschrocken auf einen der Monitore.

»Was tust du, Henna?« schrie sie, als sie das Gesicht ihrer Schwester auf dem Bildschirm sah.

»Was nötig ist«, antwortete Henna. »Ich schalte den XDTransponder ein.«

Ein Signalton zeigte an, daß sie ein Funksignal an eine Empfängerstation ausgeschickt hatte. Dann baute der XDTransponder ein Transmitterfeld um die MAGENTA auf und strahlte das Raumschiff zu einem entsprechend aufnahmefähigen und feinjustierten Empfängertransmitter ab.

Im gleichen Moment verschwand die MAGENTA aus dem Solsystem.

Die terranischen Einheiten, die ihr auf dem Weg zum Kunstplaneten gefolgt waren, stießen ins Leere.

»Die MAGENTA stürzt sich auf Wanderer«, teilte einer der Mitarbeiter Rhodans mit. Sein Gesicht erschien nur kurz auf dem Monitor. Danach schaltete er sofort um, so daß Rhodan

und sein Besucher Homer G. Adams verfolgen konnten, was auf der Bahn des ehemaligen Pluto geschah.

Ihnen stockte der Atem, als sie sahen, mit welcher Geschwindigkeit sich die MAGENTA Wanderer näherte, und beide waren erleichtert, als sie plötzlich vom Bildschirm verschwand.

Von einer Ortungsstation kam die Bestätigung, daß die MAGENTA sich tatsächlich nicht mehr im Solsystem befand. »Sie haben den neu entwickelten Transmitter eingesetzt«, stellte Rhodan fest.

»Sie hätten sich also die ganze Zeit über zurückziehen können, in der sie so getan haben, als hätten sie die allergrößte Mühe, uns zu entkommen«, bemerkte der Hansechef. »Es ging ihnen also um Wanderer.«

»Sieht so aus«, gab Rhodan knapp zurück.

»Haben sie geglaubt, daß ES einem von ihnen die Unsterblichkeit verleiht?«

Rhodan schüttelte nur stumm den Kopf. Er konnte es sich nicht vorstellen.

»Nein, wahrscheinlich nicht«, antwortete Adams auf seine eigene Frage. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß sich jemand an Bord der MAGENTA für einen Spiegelgeborenen hält.« Er blickte Rhodan an, der sich hinter seinen Arbeitstisch gesetzt hatte, und er begriff.

»Du denkst an Henna Zaphis.«

»Allerdings«, gab Rhodan zu. »Die Flucht scheint tatsächlich durch den neu entwickelten Transmitter ermöglicht worden zu sein. Das wird noch zu prüfen sein. Dadurch hat sich der Verdacht, daß Henna Zaphis die Blaue Schlange ist, noch verstärkt.«

»Richtig.«

Homer G. Adams blickte Rhodan prüfend an, und er glaubte, ihm bis auf den Grund seiner Seele sehen zu können.

»Deine Sympathien für diese Frau sind auf dem Nullpunkt angelangt«, stellte er fest.

»Richtig«, gab Rhodan kühl zurück.

»Eigentlich schade«, sagte Homer G. Adams. Er ging zur Tür, blieb dort noch kurz stehen, und wartete darauf, daß Rhodan seiner knappen Antwort noch irgendetwas hinzufügen würde. Doch er wartete vergeblich. Der Freund wandte sich den Papieren zu, die vor ihm lagen.

Das Thema »Henna Zaphis« schien für ihn abgehakt zu sein.

»Schade«, wiederholte der Hansechef und verließ den Raum. Rhodan blickte nur kurz auf, bemerkte, daß sich die Tür geschlossen hatte, und ging zur Tagesarbeit über.

ENDE

Im PR-Band der nächsten Woche geht es weiter mit den Abenteuern des Mausbibers Gucky, der dem dahinsiechenden

Ennox Felix zugesichert hat, ihn mit einem Raumschiff zu seiner fernen Heimat im Sternbild Sculptor zu bringen. Weil der Ilt versprechen mußte, alles von Felix Erfahrene strengstens geheimzuhalten, muß er sich ein Schiff »organisieren« - und wird nicht nur von dem inzwischen wieder auf getauchten Ennox hart bedrängt, sondern auch von der Kosmischen Hanse verfolgt...

Der von Peter Griese verfaßte Roman erscheint unter dem Titel: GEHEIMMISSION DER XENOLITH

Der XD-Transponder

Schon früh in ihrer Karriere als galaktische Macht sind die Akonen dazu übergegangen, interstellare Raumfahrt anstatt mit Raumschiffen mit Transmittern zu betrieben. Auf dem Gebiet der Transmittertechnik haben die Bewohner des Blauen Systems erstaunliche Leistungen vollbracht. Die Transmittereinrichtungen, die von den Akonen schon vor mehr als 15000 Jahren geschaffen wurden, halten jedem Vergleich - z.B. mit der Transmittertor-Straße, die die Ingenieure der Somer in Richtung Milchstraße vorantreiben - mühelos stand.

Daher nimmt es einen kaum wunder, daß die neueste Entwicklung auf dem Gebiet des fünfdimensionalen, zeitverlustfreien Transports, der XD-Transponder, wiederum auf akonischem Mist gewachsen ist.

Um von vornherein Klarheit zu schaffen: ein Transponder ist definiert als ein Gerät, das auf den Empfang eines von außen kommenden Signals dadurch reagiert, daß es ein Signal eigener Produktion von sich gibt. Genau das ist nämlich die primäre Funktion des XD-Transponders - wobei allerdings nicht übersehen werden sollte, daß es sich hier um ungemein komplexe »Signale« handelt.

Aus den Daten, die Harian Meklos von seiner Tätigkeit als Undercover-Agent im Bereich der Blauen Legion mitgebracht und seinem Roboter Accoma anvertraut hat, geht hervor, daß der XD-Transponder in erster Linie dazu gedacht ist, die Sendungen anderer Transmitter abzufangen und sie entweder an Ort und Stelle materialisieren zu lassen oder sie an einen anderen Empfänger weiterzuvermitteln. Daß ein solches Gerät sich zwar auch für Transportzwecke, aber viel besser noch als Waffe eignet, liegt auf der Hand. Wer in den Transmitterverkehr des Gegners eingreifen und die Objekte, die auf den Transmitterstrecken der Gegenseite transportiert werden, an sich bringen kann, der hat die Auseinandersetzung schon so gut wie gewonnen.

Wie macht er das, der XD-Transponder? Man halte sich vor Augen, daß der Transport per Transmitter ein Vorgang ist, der sich im 5-D-Kontinuum abspielt. Daher ist er anschaulich nicht zu erfassen, wenigstens nicht zur Gänze. Man muß sich mit vereinfachenden Modellvorstellungen behelfen. Transportfeld,

das der sendende Transmitter abstrahlt, ist ein hyperenergetisches Wellenfeld mit einer Frequenz, die dicht unterhalb des Bereichs der Hyperbarriere liegt. Das Feld wird nicht per Richtstrahl gesendet - es könnte ja sein, daß der Empfänger sich bewegt und seine Position dem Sender nicht mit ausreichender Genauigkeit bekannt ist. Es breitet sich vielmehr fächerförmig aus, wobei sich der Öffnungswinkel des Fächers danach richtet, wie genau der Sender den Standort des Empfängers im Augenblick der Übermittlung kennt. Im Feld ist, in energetischer Form, nicht nur die Materie vorhanden, die nach dem Empfang wiederverstofflicht werden soll. Der Vorspann des Feldes führt Daten mit sich, die - unter anderem - die empfangende Transmitterstation identifizieren. Nur der auf diese Weise angezeigte Empfänger ist in der Lage, die Sendung entgegenzunehmen und ihren Inhalt gemäß den ebenfalls im Vorspann enthaltenen Anweisungen zu verstofflichen. Der XD-Transponder liest den Datenvorspann eines fremden Transportfelds und entnimmt ihm den Identifizierungskode des Empfänger-Transmitters, in dessen Rolle er nun schlüpft. Üblicherweise strahlt der empfangende Transmitter, sobald das Transportfeld seine Daten zu entleeren beginnt, das sogenannte Lock-on-Signal ab, das zu verstehen gibt, daß das Feld planmäßig empfangen wurde. Der XD-Transponder emittiert das Lock-on-Signal noch bevor die Entleerung der Daten begonnen hat und blockiert somit den Empfänger, an den die Sendung ursprünglich adressiert war. Danach nimmt der XDTransponder den Inhalt des Transportfelds in sich auf. Je nach Programmierung wird er entweder die empfangene Sendung sofort materialisieren oder sie an einen anderen Empfänger weiterleiten.

So etwa stellen sich terranische Transmitter-Experten die Arbeitsweise des XD-Transponders vor. Was sich hier so leicht dahinsagt, ist in der Praxis schwer zu verwirklichen. So groß ist der Vorsprung der akonischen Transmittertechnik vor der anderer Milchstraßevölker, daß man offen zugibt: Wir können den Transponder erst nachbauen, wenn uns eines der akonischen Originalgeräte in die Hand gekommen ist. Daß der XD-Transponder auch als konventioneller Transmitter zu arbeiten versteht, beweist er, als er die MAGENTA vor der drohenden Aufbringung durch eine Wachpatrouille der Liga Freier Terraner bewahrt.